

Emin Pascha.

Emin Pascha

ein deutscher Forscher und Kämpfer im Innern Afrikas

von

Dr. Ludwig Staby.

Mit acht Vollbildern und einer Karte der Provinz Emin Paschas.
Original-Illustrationen von H. Boden.

Stuttgart.
Süddeutsches Verlags-Institut.

Druck des Süddeutschen Verlags-Instituts in Stuttgart.

Herrn

Dr. Julius Lohmeyer

als geringes Zeichen der Verehrung

gewidmet vom

Verfasser.

Berlin, Mai 1890.

Vorwort.

Leben und Thaten Emin Paschas, des großen Helden und Forschers im Innern Afrikas, dem deutschen Volke vor Augen zu führen, ist der Zweck vorliegenden Buches. Alles, was bis jetzt aus Briefen, Berichten und Zeitungen über den unerschrockenen Bahnbrecher der Kultur, den eifrigen Förderer der Wissenschaft bekannt geworden, ist im vorliegenden Werke zu einem anschaulichen Bilde vereinigt worden, sowohl von den Thaten und wechselvollen Schicksalen, als auch von dem Charakter und der Gesinnung dieses seltenen Mannes. Wir begleiten den kühnen Forscher auf seinem ganzen Lebenswege, wir treten mit ihm in die Regionen des inneren Afrika ein, schauen die Wunder und Gefahren der Tropenwelt, lernen die Jahre seines rastlosen Schaffens wie diejenigen des schweren Kampfes kennen und freuen uns der endlichen Errettung des großen Mannes aus allen Gefahren.

Möge das Büchlein sich viele Freunde in der deutschen Leserwelt erwerben!

Berlin, im Mai 1890.

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichnis.

Kapitel XI.

Kapitel XII.

Schlußkapitel.

Der Lebenslauf Emin Paschas bis zu seinem Eintritt in den ägyptischen Sudan.

Kapitel I.

Der Lebenslauf Emin Paschas bis zu seinem Eintritt in den ägyptischen Sudan.

Briefe von Stanley sind angekommen, er befindet sich bei Emin Pascha, diese Nachricht brachte im Anfang April des Jahres 1889 der Telegraph von Westafrika nach Europa; wie ein Lauffeuer ging sie durch die Welt und bald berichteten die Zeitungen über den Inhalt der Briefe, die von dem kühnen Reisenden eingetroffen waren und deren interessantester Teil die Erzählung seiner Zusammenkunft mit Emin Pascha ist, zu dessen Auffindung er ja einzig und allein die unsäglichen Mühen und Beschwerden einer Reise durch das unbekannte Innere des schwarzen Erdteils auf sich genommen hatte. Am 28. Juni 1887 war Stanley mit seiner 389 Mann zählenden Expedition von Jambuga am Aruwimifluß, dem großen Nebenfluß des Kongo, aufgebrochen; das Ziel seiner Reise lag in ungemessener Ferne vor ihm; um es zu erreichen, mußte der kühne Forscher fast den ganzen vollständig unbekannten Kontinent Afrikas durchqueren; die härtesten Kämpfe mit den wilden Bewohnern des Landes, die mühseligsten Märsche durch heiße, ungesunde Gegenden, Hunger und Durst beim Zuge durch die Wildnisse standen ihm sicher bevor und dennoch ging der mutige Mann kühn ans Werk, galt es doch dem bedrängten Emin Pascha Hilfe zu bringen.

Nachdem die Expedition in den unergründlichen Wäldern Afrikas, die noch nie eines weißen Mannes Fuß betreten hatte, verschwunden war, blieb jede Nachricht über ihr Schicksal aus; bange Monate vergingen, bis endlich leise, aber immer lauter werdend, unbestimmte Gerüchte aus Westafrika, aus dem Kongostaate anlangten, Stanley sei mit seiner Expedition in den Wildnissen des Innern durch Hunger und Strapazen erschöpft, von den Eingeborenen aufgerieben und vernichtet worden. Selbst der Generalgouverneur des Kongostaates nahm an, daß die ganze

Expedition gescheitert sei. Trauernd vernahm die ganze gebildete Welt diese Kunde, war es doch einer der härtesten Schläge für die Erforschung Afrikas, wenn dieser große Pionier der Kultur hingeopfert war, und war doch auch zugleich mit ihm das Schicksal Emin Paschas, von dem man seit Jahren keine Nachricht hatte, ebenfalls besiegelt. Nach einiger Zeit jedoch traten Zweifel an die Zuverlässigkeit der Meldungen auf, die Aussagen der Eingeborenen widersprachen sich, die Zweifel mehrten sich, man hoffte und wartete von Tag zu Tag auf genauere Nachrichten, bis endlich Boten und Briefe von ihm selbst am Kongo eintrafen, welche meldeten, er habe endlich Emin Pascha nach einer an Gefahren überreichen, fast ein ganzes Jahr dauernden Reise gefunden.

Alle Welt bewunderte den kühnen Reisenden, der, unentwegt sein Ziel im Auge haltend, alle Schwierigkeiten überwand, und jedermann sprach wieder von Emin Pascha, dem Verschollenen, der nun durch die Auffindung Stanleys wieder mit der Kulturwelt in Verbindung trat, und jeder war begierig, etwas über sein Schicksal zu hören. Wie kam es nun eigentlich, daß dieser türkische Pascha tief im Innern Afrikas so alle Welt interessierte, daß solche Anstrengungen gemacht waren, um zu ihm zu gelangen und daß die Nachricht von seiner Auffindung jubelnd begrüßt wurde? In Deutschland besonders nannte man mit Stolz seinen Namen, und das mit Fug und Recht, denn den türkischen Namen Emin Pascha trägt ein Deutscher von echtem Schrot und Korn, ein Deutscher von Geburt, von Sein und Denken, und weil dieser deutsche Mann als Forscher und Vorkämpfer der Kultur in Afrika so Hervorragendes geleistet hat in seinem an Abenteuern und Gefahren reichen Leben, deshalb die große Freude in allen Gegenden seines Heimatlandes bei der Nachricht, daß er noch lebe und weiter arbeite an dem schweren Werk, dem er sein Leben gewidmet hat.

Das Leben und Wirken dieses deutschen Helden der deutschen Jugend vor Augen zu führen, den Mann, der aus den edelsten Beweggründen sein ganzes Leben der Erforschung Afrikas und dem Wohle der afrikanischen Völker widmete, in seinem ganzen Thun und Arbeiten zu schildern, soll die Aufgabe der folgenden Blätter sein. Wie für jeden hervorragenden Menschen, so sprechen auch für ihn seine Thaten und Werke die deutlichste Sprache, wir wollen dieselben deshalb hier wiedergeben, wie sie uns aus Berichten und Briefen seiner Freunde und von ihm selbst bekannt geworden sind. Obgleich diese Berichte nicht in jeder Beziehung vollkommene und erschöpfende genannt werden können, so sind sie doch derartig, daß wir uns daraus ein klares Bild seines Wirkens und Schaffens machen können.

Eduard Schnitzer wurde am 28. März 1840 zu Oppeln in der preußischen Provinz Schlesien von evangelischen Eltern geboren. Da sein Vater, der Kaufmann Ludwig Schnitzer, schon im Jahre 1842 nach Neisse verzog, verlebte Eduard seine Jugendzeit in dieser Stadt, er besuchte hier das Gymnasium und ging nach Absolvierung desselben im Jahre 1858 zur Universität Breslau, um Medizin zu studieren. Als Student der Medizin betrieb er eifrig die Naturwissenschaften, wofür er schon als Schüler eine lebhafte Vorliebe gehabt hatte. Im Jahre 1863 siedelte er an die Berliner Universität über, promovierte hier im folgenden Jahre zum Doctor medicinae und machte sein medizinisches Staatsexamen. Als junger Arzt konnte er nun seinem mit den Jahren immer größer gewordenen Drange, fremde Länder und Völker kennen zu lernen, nachgeben, er verließ daher die Heimat und ging nach der Türkei, um sich dort eine ärztliche Praxis zu erwerben. Zuerst kam er nach Antivari, dann nach Skutari. Hier war ihm das Glück hold; er wurde mit einem türkischen Würdenträger Ismael Hakki Pascha bekannt, der ihn als Arzt in sein Gefolge aufnahm, welches ihn auf seinen Amtsreisen durch die Provinzen des türkischen Reiches begleitete. Auf diesen Reisen lernte Dr. Schnitzer Armenien, Syrien und Arabien kennen, später kam er nach Konstantinopel, wo Hakki Pascha im Jahre 1873 starb. Im Anfang des Jahres 1875 kehrte Dr. Schnitzer in seine Heimat zurück und verlebte den Sommer dieses Jahres mit naturwissenschaftlichen Studien beschäftigt bei seiner Mutter in Neisse. Lange jedoch hielt es der wanderlustige Geist in der Heimat nicht aus, im Jahre 1876 reiste Schnitzer nach Aegypten, um in die Dienste der dortigen Regierung zu treten, und zwar stellte er sich dem Generalgouverneur des Sudan, dem englischen Oberst Charles Gordon, dem nachherigen berühmten Helden von Chartum, zur Verfügung, der ihn zum Oberarzt der ägyptischen Aequatorialprovinz ernannte. Zu besserem Verständnis des Folgenden müssen wir uns mit dieser Provinz des ägyptischen Reiches in wenig Worten bekannt machen.

Die Aequatorialprovinz umfaßt die Länder des oberen Sudan in sich, die sich zu beiden Seiten des weißen Nil oder Bahr-el-Djebel*) ungefähr vom 10. Grad nördlicher Breite bis zum Aequator erstrecken. Im Jahre 1874 war der englische Oberst Charles Gordon, der sich durch die Niederwerfung einer Revolution in China einen Namen gemacht hatte,

*) Bahr-el-Djebel. Bahr (arabisch) bedeutet Gewässer, Fluß. Bahr-el-Djebel oder Gebel ist der Teil des Nils vom Albert-Nyanza bis Chartum; also der Teil, welcher die Aequatorialprovinz durchströmt.

von dem damaligen Khedive von Aegypten, Ismail Pascha, zum Gouverneur dieser Aequatorialprovinz ernannt worden. Die Hauptaufgabe des Gouverneurs war, diese neuerworbene und noch fast unbekannte Provinz, in welcher die verworrensten Zustände herrschten, unter eine geregelte Verwaltung zu bringen, überall, besonders am Nil entlang, Stationen anzulegen, die untereinander und mit Chartum, dem Sitze des Generalgouverneurs, in Verbindung stehen sollten; außerdem war es noch seine Aufgabe, den sehr in Blüte stehenden Sklavenhandel abzuschaffen. Gordon unterzog sich mit großer Ausdauer und Energie dieser seiner Aufgabe. Er legte auf dem linken Ufer des weißen Nil überall in gewissen Abständen (meistens in ungefähr 30 km Entfernung von einander) befestigte Stationen an, welche die feindselige Bevölkerung im Zaume hielten und eine direkte, gesicherte Verbindungslinie von Chartum bis zum Albert-Nyanza-See in der ungeheuren Länge von ungefähr 3000 km herstellten. Die bedeutendsten dieser Stationen waren: Sobat, Lado, Redjaf, Beddén, Kiri, Muggi, Laboré, Chor Aju, Dufilé und Mruli, alle am Bahr-el-Djebel, dann Magungo am Albert-Nyanza und Kirota östlich davon im Innern des Landes. In Dufilé ließ er einen Dampfer, den „Khedive“, bauen, mit dem er den Nil aufwärts bis in den Albert-See fuhr. Im Verlaufe von zwei Jahren hatte er zwölf Stationen angelegt, Ruhe und Ordnung im Lande hergestellt und damit den Grund zu der weiteren Fortentwicklung des Landes gelegt. Durch die Anstrengungen, denen sich der nimmer rastende Mann unterzogen hatte, in seiner Gesundheit angegriffen, kam er im Jahre 1876 um seinen Abschied ein und ging nach England zurück.

Nicht lange sollte die Erholung dauern, denn am 17. Februar 1877 wurde Gordon zum Generalgouverneur des gesamten Sudans ernannt; die Provinzen des Sudan, Dar-For und die Aequatorialprovinzen wurden unter seinen Oberbefehl gestellt, so daß er ein Reich zu verwalten hatte, das an Größe dem Flächeninhalt von Deutschland, Oesterreich und Frankreich zusammengenommen gleichkommt. Die Aufgabe, diese gewaltigen Länder in Ruhe und Ordnung zu erhalten, den Sklavenhandel lahm zu legen, mit einem Worte, das ganze Land zu einem Kulturstaat zu machen, war eine ungeheure. Gordon ging von den besten Hoffnungen beseelt an dieses Riesenwerk; mit einer geradezu fabelhaften Ausdauer und Energie bereiste er unermüdlich das fast unermeßliche Gebiet, überall die lässigen Beamten zur Pflicht treibend; sowohl im Westen, wie im Osten von Abessinien her drohten Krieg und Unruhen, die beigelegt werden mußten, und bei allen diesen Arbeiten erheischten die ungeregelten Zustände im Innern, die schrecklichen Sklavenjagden, die vielerlei Auf-

stände und Rebellionen die größte Aufmerksamkeit und Thatkraft. Vieles, was sonst keiner vollbracht hätte, gelang dem unermüdlichen Manne, wenn er auch nicht alles, so besonders die Aufhebung der Sklaverei erreichen konnte, was einem einzelnen Menschen überhaupt unmöglich ist, da dieser Sieg der Kultur nur allmählich im Laufe vieler Menschenalter errungen werden kann. Von der rastlosen Energie und Arbeitskraft Gordons können wir uns ein Bild machen, wenn wir erfahren, daß er während der drei Jahre seines Generalgouvernements von 1877—79 die ungeheure Strecke von 13580 km zu Kamel und 1200 km in Abessinien auf Maultieren zurücklegte.

Auf vielen dieser Reisen begleitete den Generalgouverneur sein deutscher Arzt Dr. Schnitzer, welcher zum ersten Mal die Länder um den Aequator betrat, welche die ägyptische Regierung seit nunmehr 60 Jahren inne hatte. Da es nun für einen Europäer besonders schwierig ist, sich in der mohammedanischen Welt einzubürgern, sich das Vertrauen der Einwohner zu erwerben, so beschloß Schnitzer, um ganz seiner Aufgabe gerecht werden zu können, alles Europäische d. h. den Afrikanern Fremdartige und Abstoßende abzulegen und demgemäß auch seinen Namen zu ändern. Er nannte sich daher Emin d. h. der Getreue, ein Ehrenname, den er, wie die Folgezeit lehrte, mit Fug und Recht trug. Seine überraschend große Fähigkeit, in sehr kurzer Zeit sich die verschiedenen Sprachen vollständig anzueignen und sich den Sitten und Gebräuchen anzupassen, kam ihm ebenfalls sehr zu statten, so daß bald niemand hinter dem türkischen Namen einen Deutschen vermutete, der er trotz des türkischen Aeußern immer, Zeit seines Lebens gewesen und geblieben ist, wie aus manchen Stellen seiner Berichte und Briefe hervorgeht. Als Dr. Emin Effendi bereiste er zum Teil mit Gordon zusammen, zum Teil allein in dessen Auftrag die Aequatorialprovinz nach allen Richtungen. Gordon wurde ihm zum leuchtenden Vorbilde, die rastlose Thätigkeit dieses seltenen Mannes bewunderte er und strebte darnach, ihm nachzuarbeiten. Der Generalgouverneur erkannte auch die Fähigkeiten seines Oberarztes und er betraute ihn daher bald mit mehreren diplomatischen Sendungen, von denen die Reisen nach Unyoro und Uganda die wichtigsten sind.

Reise nach Unyoro.

Kapitel II.

Reise nach Unyoro.

Die Negerstämme im Süden der Aequatorialprovinz hatten sich seit einiger Zeit sehr unruhig und feindselig gezeigt und deshalb beauftragte der Generalgouverneur Gordon Pascha den Dr. Emin nach Unyoro*) und Uganda**), den beiden großen Negerreichen im Norden des Ukerewe- oder Victoria-Sees zu reisen, um womöglich mit den Beherrschern derselben Freundschaft zu schließen. Um nach Unyoro, dem Grenzlande der Aequatorialprovinz, zu gelangen, mußte Emin erst den Nil hinaufreisen bis zu der entferntesten ägyptischen Station Mruli, um von hier aus die eigentliche Reise anzutreten. Die von Gordon angelegten Stationen am Nil hatten sich immer mehr befestigt und vergrößert, in jeder befand sich als ständige Garnison eine Anzahl sudanesischer Soldaten unter dem Befehle eines oder einiger ägyptischen Offiziere. Die Soldaten verheirateten sich, bebauten und pflegten ihre Felder, legten Gärten an, kurzum, führten ein vollständiges Familienleben; sie wurden natürlich auch im Waffendienst geübt und hatten die Verbindung von einer Station zur andern, zwischen denen regelmäßige Posten verkehrten, aufrecht zu erhalten, wie auch die richtige Bezahlung der Abgaben und Zölle zu überwachen.

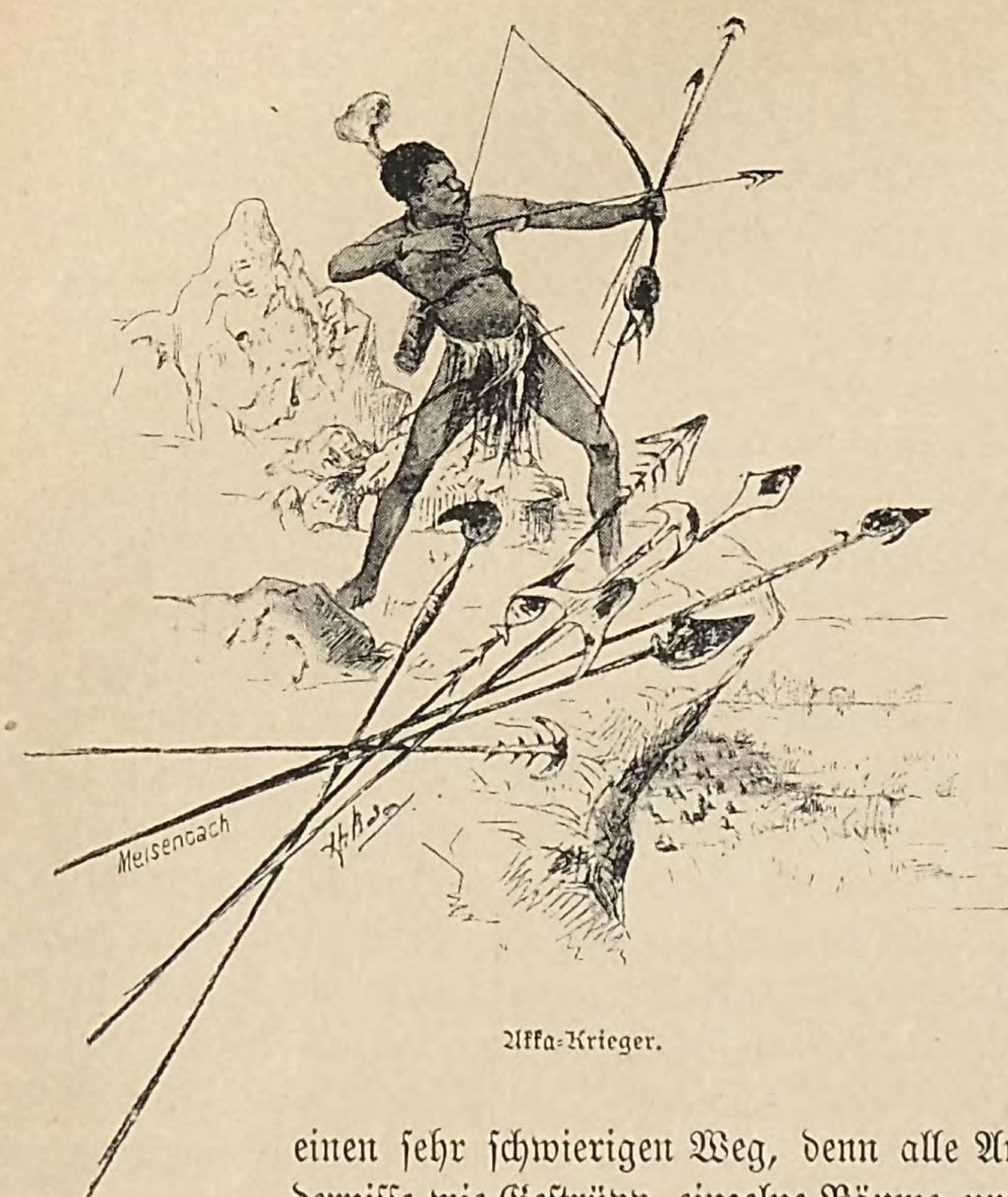
Von Lado, der Ausgangs- und Hauptstation, brach Dr. Emin mit seiner Reisebarke, arabisch Dahabie***) genannt, ein mit Segel und Kajüte

---

*) Unyoro, ein großes Negerreich, grenzt nach Norden an die Aequatorialprovinz und nach Westen an den Albert-Nyanza; Herrscher ist König Kabrega oder Kabarega; Hauptstadt Njamoga.

**) Uganda ist das zweite große Negerreich südlich von Unyoro, es reicht bis zum Ukerewe-See oder Victoria-Nyanza. Herrscher zu Emins Zeit König Mtesa; Hauptstadt Rubahga.

***) Dahabie, arabische Bezeichnung für die auf dem Nil gebräuchlichen Reisebarken, die leicht gebaut sind, Segel und Ruder besitzen und auf Deck mit einer Kajüte versehen sind.



Akka-Krieger.

versehenes Boot, auf, um sich von am Ufer gehenden Negern stromaufwärts ziehen zu lassen. Sehr langsam ging die Reise vor sich, denn einesteils war der Fluß mit Pflanzenwuchs bedeckt und hatte viele Sandbänke und Untiefen, die umgangen werden mußten, anderenteils aber hatten auch die am Strande gehenden, das Boot an einem langen Seil hinter sich herziehenden Neger einen sehr schwierigen Weg, denn alle Augenblicke waren Hindernisse wie Gestrüpp, einzelne Bäume, umherliegende Felsblöcke zu umgehen. So dauerte es ziemlich zwei Tage, bis das Boot in Beddén, einer Insel im Nil mit wichtiger Station, die in unmittelbarer Nähe der Stromschnellen liegt, ankam. Beddén hat seinen Namen nach dem dort herrschenden Häuptling, wie es ja überall in Afrika Sitte ist, was wir hier ein für allemal vorausschicken wollen, daß die meisten Dörfer und Ortschaften nach dem jeweiligen Oberhaupte benannt werden, die Namen also demgemäß sehr oft wechseln. Der Häuptling Beddén begrüßte den Reisenden und Emin erfuhr von ihm, daß ganz in der Nähe westlich von der Station in den Höhlen der umliegenden Berge eine Zwergrasse lebe. Diese Zwerge sind braune Leute von 1 Meter Höhe, sie hausen in den Klüften und Höhlen der Berge, nähren sich hauptsächlich von Wurzeln und Termiten; von den Negern werden sie ängstlich gemieden, da sie sehr gefürchtet sind wegen ihrer Wildheit und Bösartigkeit und ihrer großen Geschicklichkeit im Schießen ihrer stark vergifteten Pfeile.

Von Beddén ging am andern Morgen die Reise weiter und Emin hatte bald reichlich Gelegenheit, die Massenhaftigkeit und Mannigfaltigkeit der Vogelwelt an dem großen Nilflusse kennen zu lernen, denn an den Ufern

standen scharenweise Kraniche und Sattelstörche, Nilgänse, Ibisse und viele andere Vögel. Bei Kiri, wo in der Nacht, die Emin dort zubrachte, eins der dort häufigen Erdbeben stattfand, mußte das Boot verlassen und der Weg zu Lande bis nach Dufilé fortgesetzt werden, denn von Kiri ab war der Nil wegen seiner zahlreichen Klippen und Schnellen unschiffbar. Der Marsch ging erst durch eine wunderbar schöne Gegend. Im Osten des Flusses, der brausend durch enge Felsenwände dahinschoß, erhoben sich schön bewaldete Berge mit großen Terrassen übersät, auf denen die Felder der Eingeborenen mit den dazwischen gestreuten Hütten, Toguls*) genannt, dem Auge einen prachtvollen Anblick gewährten; auf dem Westufer, auf dem sich der Zug bewegte, wechselten Sandstrecken und Felspartien mit herrlichen, lichten Wäldern, die willkommenen Schatten spendeten und mit ihren sonderbar gestalteten Bäumen, den kandelaberartigen Euphorbien, den mächtigen Dolebpalmen, die ihre großen, zerfaserten Wipfel im Winde schaukelten und den mancherlei Blüten der zahlreichen, sich von Baum zu Baum ziehenden Schlinggewächse einen wunderbaren Eindruck auf den für Schönheit der Natur empfänglichen Reisenden machten. Auf dem Marsche passierte übrigens ein Zwischenfall. Ein vorn im Zuge gehender Soldat wurde plötzlich von einem aus dem Walde hervorbrechenden Elefanten auf die Zähne genommen und in die Luft geschleudert, der Soldat stopfte sofort dem riesigen Tier seinen Arm in den Mund, worauf der Elefant ihn fallen ließ und ihm mit einem der großen Stoßzähne den rechten Schenkel durchbohrte, erst dann konnte das Ungetüm durch Schüsse vertrieben werden; zum Glück war die Wunde des Soldaten nicht allzugefährlich, sie wurde verbunden und die Reise ging bald weiter. In Dufilé angelangt, beschloß Emin, einige Tage zu rasten; die Ruhezeit benutzte er, um in die umliegenden Dörfer der hier wohnenden Madi Ausflüge zu machen und etwas über Sitten und Sprache der Bewohner festzustellen. Von Dufilé aus wurde die Reise auf dem kleinen Schraubendampfer „Nyanza“ fortgesetzt, die Scenerie dieser Fahrt war prächtig. Der ganze breite Strom war von ungeheuren Massen schwimmender Pflanzen bedeckt, so daß der Dampfer oft anhalten mußte, um die Schraube von den umwickelten Pflanzen zu reinigen, das Ufer war verdeckt durch Wälder von Rohr und Papyrus, in denen ungezählte Scharen von bunten Finken und goldgelben Webervögeln ihre künstlichen Nester bauten und ein ungestörtes Dasein führten; hier und da stürzte sich vor dem herannahenden Dampfer ein Flußpferd unter großem Gebrüll

*) Togul oder Tokul, Bezeichnung für die in den Negerländern gebräuchlichen runden Strohhütten mit kegelförmigem Dach.

schwerfällig in die hochaufspritzenden Fluten, prächtig schillernde Schlangen glitten behend auf der Oberfläche des Wassers hin und her, während an den Uferrändern in stoischer Ruhe Reiher und Störche auf ihren langen Stelzbeinen standen, nur dann und wann den langen Schnabel blitzschnell in das Wasser werfend, um einen gerade vorüberhuschenden Fisch zum Schmause zu erhaschen. Auf diesem herrlichen Flusse, an dessen Westufer sich hohe Bergketten auftürmten, auf denen die grelle Tropensonne mit ihrem blendenden Glanz die prächtigsten Konturen malte, während am flachen Ostufer zahlreiche Antilopenherden oder Trupps von Elefanten und auf den Bäumen neugierig herabblickende Affen sichtbar wurden, dampfte der „Nyanza" langsam weiter; hier und da wurde das Ufer angelaufen, um Holz für die Heizung der Maschine von den herbeieilenden Negern zu erhandeln. Nach einigen Tagen fuhr das Schiff in die weite Wasserfläche des Mwutan- oder Albert-Sees ein, der vom Nil durchflossen wird. In östlicher Richtung wurde der See durchkreuzt, dann ging es wieder in den Fluß und noch einige Meilen stromaufwärts bis zur Station Magungo, wo der Fußmarsch beginnen' mußte.

Die Magungo, mittelgroße Leute von schwarzer Hautfarbe und ohne Muskelentwicklung, sind ein Jäger- und Fischervolk; Lanzen, Bogen mit vergifteten Pfeilen und Schilde aus Rohr bilden die Bewaffnung; bekleidet sind sie mit Häuten, als Schmuck dienen Ringe von Eisen oder Kupfer. Die nötigen Träger waren hier bald versammelt und der Marsch über Land begann, der, wie alle Reisen in den Bergen, ziemlich beschwerlich war. Ohne Weg und Steg, nur auf schmalem Pfade dem eingeborenen Führer folgend, zieht auf einem solchen Marsche einer hinter dem andern dahin, bald geht der Weg über nacktes Felsgestein, auf welches glühend heiß die Aequatorsonne herabbrennt, bald kommt der Zug in Graswälder, deren Halme über den Köpfen der Reisenden zusammenschlagen und bei unvorsichtiger Berührung mit ihren scharfen Spitzen und Scheiden böse Wunden hervorrufen können, bald gelangen die Reisenden in dichte Rohrwälder, durch die sie sich mit Gewalt den Weg bahnen müssen, Schritt für Schritt sinkt der Fuß in dem moderigen, entsetzlich riechenden Schlamm ein, eine schwüle, erstickende Hitze herrscht, welche Milliarden der fieberbringenden Miasmen ausbrütet und die Luft mit ihnen schwängert. Emin zog auf derartigem Wege täglich 6—8 Stunden lang dahin, nachts in den Dörfern oder in elenden, verlassenen Hütten Rast haltend, wo er oft vergeblich die notdürftige Ruhe suchte wegen der Menge der blutsaugenden Mosquitos, der Flöhe, Zecken und anderen Ungeziefers. Nachdem die einzelnen auf der Route liegenden Stationen passiert waren, kam Emin wohlbehalten in Mruli, das 1 Grad 37 Min. nördlich vom Aequator am

weißen Nil liegt, an. Hier verweilte er einige Zeit, um die bis hierher auf der Reise gesammelten seltenen Pflanzen und Tiere zu ordnen und zu verpacken und besonders um alle Vorbereitungen für die bevorstehende Reise nach Unyoro zu treffen. Ein Haupterfordernis jeder Reise in Afrika sind die Träger, denn bei dem Mangel an Wegen muß alles Gepäck, bestehend aus Proviant, Kleidungsstoffen, mancherlei Geschenken u. s. w. getragen werden und zwar tragen die Neger gewöhnlich die ungefähr 50 Pfund schweren Lasten auf dem Kopfe. Die Träger werden in der Regel in den Dörfern requiriert, gegen Geschenke oder bestimmte Preise verpflichtet sich der Dorfhäuptling, eine bestimmte Anzahl Leute zu stellen, die das Gepäck am folgenden Tage tragen; kommt die Karawane abends in einem andern Dorfe an, so werden dort neue Träger geworben und die alten kehren in ihr Heimatdorf zurück. Gewöhnlich aber gehen die Träger mehrere Tage mit, so lange sie sich nämlich in dem Reich ihres Oberhauptes befinden, an der Grenze des Nachbarlandes werden sie dann erst gegen neue ausgewechselt; es kommt vor, wenn auch seltener, daß die Träger für die ganze Dauer einer Reise verpflichtet werden.

Am 13. September 1877 brach Emin von Mruli nach Unyoro auf, außer den Trägern von zwei Soldaten und einem Pferd begleitet. Gleich am ersten Tage, an dem die Kolonne ziemlich hügeliges Terrain passierte, ergoß sich ein gewaltiger Regen auf die Reisenden, so daß sie gezwungen wurden, den zweiten Tag in der Station Kissuga zu verweilen. Aus Furcht vor der Fortsetzung der Reise, die für sehr gefährlich galt, da sie in das Gebiet des Königs Kabrega von Unyoro, des bisherigen Todfeindes, führte, wurde der eine Soldat krank und mußte hier zurückgelassen werden, ebenso weigerten sich die Träger weiterzugehen, so daß Emin warten mußte, bis die von Kabrega, der von Emins Ankunft unterrichtet war, versprochenen Träger ankamen. Bald kamen denn auch diese Leute, zu den Wanyoro-Negern gehörig, sie waren, wie alle Bewohner Unyoros, von braunroter bis schwarzer Farbe, bekleidet mit weichen, von den Haaren befreiten Rindshäuten und den bei fast allen Negern üblichen Hals- und Fußringen aus Kupfer und Messing. Sie hatten großen Widerwillen gegen die Nässe, was daraus hervorging, daß sie bei dem Weitermarsch durch feuchtes Gras sich große Bananenblätter vor die Beine banden, um sich gegen die Nässe zu schützen. Der Marsch war ein recht mühseliger. Sehr oft kreuzten große Papyrus-Sümpfe die Straße, tief in den Schlamm einsinkend bis an die Brust im Wasser, watete einer nach dem andern hindurch, langsam und vorsichtig, denn das verschlungene Wurzelwerk der Sumpfpflanzen hält oft wie in einer Schlinge den Fuß fest, so daß es großer Anstrengung bedarf, ihn wieder frei zu machen.

Allmählich sammelt sich der Zug wieder auf dem gegenüberliegenden festen Boden und geht weiter. Emin hatte diese Annehmlichkeiten gründlich durchzukosten, ehe er nach einigen Tagen in Mparo-Njamoga, der Hauptstadt Unyoros, ankam.

In einer gut bebauten Gegend erhoben sich auf einem Hügel große Hüttenkomplexe, welche ein großes Dorf, die Residenz des Königs Kabrega, bildeten. Zehn Minuten vom Dorf entfernt standen einige Hütten, die Emin als Wohnung angewiesen wurden. Bald nach seiner Ankunft daselbst erschien der erste Minister Kabregas mit Namen Kattagrua, der den Reisenden im Auftrage des Königs begrüßte und für den folgenden Tag eine Audienz in Aussicht stellte; zwei fette Ochsen, ein Bund Salz, drei Bund Talabunkorn*) und zwei Bund Mehl nebst gutem Bananenwein wurden Emin als Gastgeschenk dargebracht. Am folgenden Tage hielt Emin Pascha hoch zu Roß, von seinem Soldaten begleitet, unter dem Vormarsch der Träger und der Abgesandten des Königs seinen feierlichen Einzug in die Residenz, angestaunt von den massenhaft zusammengeströmten Bewohnern, die fast alle noch nie einen weißen Menschen gesehen hatten und jetzt staunend das Wunder begafften. Vor einer großen, runden Hütte inmitten eines freien Platzes hielt der Zug; Emin stieg ab und trat in das Innere der Hütte, in deren Mitte auf einem hohen Stuhle der König Kabrega, umgeben von Würdenträgern und Bewaffneten, thronte; ein Stuhl wurde neben den des Königs gestellt, Emin ließ sich darauf nieder und nun betrachteten sich die beiden schweigend eine Zeitlang.

Kabrega, von auffallend heller Hautfarbe mit glattrasiertem Kopf, machte in seiner Kleidung aus lachsgelbem Rindenstoff, der bis zur Brust reichte, den Hals mit einem Band von Schwanzquasten der Giraffe geschmückt, in dessen Mitte eine große, blaue Glasperle saß, mit Eisenringen gezierten starken Armen und hübschen, kleinen Händen, auf Emin einen günstigen Eindruck und bald war die Unterhaltung in arabischer Sprache, die Kabrega völlig beherrschte, in regem Fluß. Emin überreichte die mitgebrachten Geschenke, unter denen besonders einige Stücke wohlriechender Seife das Wohlgefallen des Königs hervorriefen, wie auch die laut tickende Taschenuhr Emins die Verwunderung des Herrschers und seines ganzen Hofstaates erregte und ihn zu der Bitte bewog, bald auch eine solche Uhr nach Unyoro zu senden. In der Folgezeit hatte Emin fast täglich

*) Talabun- oder Telabunkorn, sudanesischer Name für Eleusine coracana, eine in Asien und Afrika häufig angepflanzte Getreideart. Die Körner sind hirseartig, aus den Fasern der Stengel werden Seile gefertigt. Aus dem Telabunkorn wird auch Bier bereitet.

Audienzen bei Kabrega und immer schildert er ihn als einen freundlichen, entgegenkommenden Mann, in den er großes Vertrauen setzt. Ueber vierzehn Tage lang blieb Emin bei Kabrega und obwohl wegen der Regenzeit, es regnete täglich vier bis fünfmal mit fürchterlicher Heftigkeit, keine nennenswerten wissenschaftlichen Sammlungen angelegt werden konnten, da alle Pflanzen und Tiere bei der großen Feuchtigkeit wegen mangelnden Spiritus sehr bald verdorben wären, so hatte Emin doch hinreichend Gelegenheit, die Sitten und Gebräuche der Bewohner des Landes kennen zu lernen und aufzuzeichnen.

Die Wanyoro, Bewohner Unyoros, haben eine vom dunklen Gelb bis zum tiefen Schwarz wechselnde Hautfarbe, deren Grundton aber immer ein deutlich hervortretendes Rot ist. Als Kleidung dienen Rindenstoffe, das heißt große Stücke Rinde gewisser Bäume, besonders der Ficus-[1] und Gummibäume, die durch mannigfache Bearbeitung weich und schmiegsam gemacht werden; außerdem sind aber auch Rinder-, Schaf- und Ziegenfelle zur Bekleidung gebräuchlich. Die Zubereitung der Häute ist sehr einfach. Die Haut wird über mehrere in den Boden geschlagene Pflöcke straff ausgespannt, mit dem Messer von allen Fleischteilen befreit, getrocknet und dann mit Fett, hauptsächlich Butter eingerieben, wodurch sie geschmeidig wird, aber auch den Uebelstand hat, nach jedem Regen hart und steif zu werden, so daß sie wieder von neuem eingerieben werden muß. Daß diese Art Kleider einen, wenigstens für europäische Nasen unausstehlichen Geruch verbreiten, ist leicht erklärlich. Da nun die Rindenstoffe und Felle eine Menge Ungeziefer beherbergen, so werden die Kleider alle 2—3 Tage mit einem streng riechenden Rauch geräuchert, der das Ungeziefer vertreiben soll, aber auch nicht wenig zur Erhöhung des schlechten Geruchs beiträgt.

Das Gesicht der Wanyoro wird glatt rasiert, das Kopfhaar, welches nur als Trauerzeichen beim Tode Verwandter entfernt wird, wird in seiner natürlichen Länge getragen; die Arme, Beine und der Hals sind mit mannigfachen Ringen aus Eisen und Kupfer geziert. Die Kinder gehen vollkommen nackt; sind sie herangewachsen, dann werden ihnen die vier vorderen Zähne des Unterkiefers ausgebrochen, kein Wanyoro besitzt diese Zähne, deren Fehlen daher als sicheres Stammeszeichen gilt.

Die Häuser sind von halbkugeliger Gestalt aus Rohr und Schilf hergestellt; sie bestehen aus zwei getrennten Kammern und haben hohe

---

*) Ficus, Pflanzengattung, aus der Familie der Urticaceen, Bäume oder Sträucher, ungefähr 600 Arten. Bringen die verschiedensten Erzeugnisse hervor, wie Gummi, Kautschuk, Bastfasern 2c.

Thüren mit überdachtem Eingange; das Innere wird mit feinem Heu ausgepolstert, das zur Ruhestätte dient, aber auch, wie Emin eindringlichst verspüren mußte, ein Lieblingsaufenthalt für zahlloses Ungeziefer ist. In der Hauptstadt Kabregas standen wohl an tausend Hütten dieser Art; je 3—4 waren zu einer Gruppe zusammengestellt, die von einem hohen Strohzaune umgeben war; die Häuser des Königs zeichneten sich nur durch ihre Größe vor den übrigen aus.

Als Nahrung dient den Wanyoro das Fleisch von Rindern, Schafen, Ziegen und mancherlei Wildarten, in der Hauptsache aber ernähren sie sich von vegetabilischen Stoffen, unter denen Eleusine-Korn, Bananen, Cajaten*) und mancherlei Hülsenfrüchte die erste Stelle einnehmen; das Eleusinekorn**) wird zu Mehl verarbeitet. Das Fleisch von Elefanten und Flußpferden wird verabscheut, ebenso Hühnerfleisch und Eier, dagegen ist Knochenmark mit Termiten zusammengekocht eine Lieblingsspeise.

Salz wird durch Auslaugen von salzhaltigem Boden oder durch Auflösung von Schilfasche in Wasser erhalten; es ist sehr unrein, von grauer Farbe und schmeckt stark nach Salpeter. Der Honig der wilden Bienen wird zu vielen Speisen gebraucht und gern gegessen; Kürbisse finden sowohl als Speise, als auch zu Gefäßen verarbeitet, viele Verwendung. Das Kochen besorgen bei den Wanyoro die Frauen allein; nur der König hat männliche Köche, die durch Blutsfreundschaft mit ihm verbunden sind. Diese Freundschaft wird durch das sogenannte Bluttrinken geschlossen; beide Personen werden mit einem Messer auf der Brust leicht geritzt, der hervorquellende Bluttropfen wird mit einer Kaffeebohne aufgefangen, die beiden Bohnen werden gegenseitig ausgetauscht und gegessen; von dem Augenblick an ist ein treuer Bund für's Leben geschlossen, keiner verläßt den andern. Die vornehmen Wanyoro halten sich Sklavinnen für die Küche. Die Frauen der Reichen verrichten keinerlei Arbeit, sie rauchen, schwatzen und plaudern den ganzen Tag. Eigentümlich, aber für uns nicht gerade appetitlich ist die Sitte, die gebrauchten Kochtöpfe nie zu reinigen. Dreimal täglich wird gegessen, das Essen wird in einen Napf geschüttet, der auf einer Matte steht, und die ringsum gelagerte Gesellschaft greift nun mit den Händen zu, einige besonders hochgebildete Wanyoro bedienen sich aber schon aus Kürbisschalen geschnitzter Löffel. Als Getränk dient nebst Wasser und Milch ein aus

*) Cajaten, dasselbe wie Bataten (süße Kartoffeln) Batatas edulis. Sie werden in allen heißen Ländern angebaut; die Knollen sind süß und sehr nahrhaft, aus dem Mehle desselben wird Brot gebacken, auch ein berauschendes, wohlschmeckendes Getränk gebraut.

**) Eleusinekorn, siehe Talabun S. 14.



Ein Wakidikrieger auf dem Markt zu Unyoro.

Bananen gewonnenes Bier, Muënge genannt, ein herbes, säuerliches, stark berauschendes Getränk, von dem alle Neger große Mengen zu sich nehmen. Kaffee wird nicht getrunken, sondern die unreifen Bohnen werden leicht geröstet und dann gekaut und es ist dort Sitte, daß man, anstatt wie bei uns dem Besuche ein Täßchen Kaffee, ihm einige Kaffeebohnen zum Kauen freundlichst anbietet. Der Genuß des Tabaks, der überall reichlich angebaut wird, ist allgemein und sehr verbreitet, Männer wie Frauen rauchen leidenschaftlich; die Pfeifenköpfe sind aus Thon von runder, kugeliger Form und oft von ansehnlicher Größe, denn je größer der Pfeifenkopf, desto angesehener und mächtiger der Besitzer. Emin sah Köpfe, die ein ganzes Pfund Tabak faßten. Wie bei uns in früheren Zeiten und in kleinen Orten auch jetzt noch die Barbierstuben als Orte dienen, in denen die Stadtneuigkeiten durchgesprochen werden, so sind in Unyoro wie noch in vielen Ländern Afrikas die Schmiedewerkstätten solche öffentliche Klatschnester; beim Schmied, deren es in der Stadt Kabregas 6—7 gab, finden sich alle redseligen Leute ein und beschwatzen rauchend und trinkend die Neuigkeiten, die in letzter Zeit passiert sind. Haustiere, mit Ausnahme kleiner Hühner und gelber, magerer Hunde mit überhängenden Ohren, sind selten, wie ja denn überhaupt der Neger wenig Wert auf Haustiere legt. An Wild ist Unyoro sehr reich; Löwen, Leoparden, Hyänen kamen bis in die Nähe der Dörfer, Schimpansen und andere Affen belebten mit dem Heere der Papageien und andern zahlreichen Vögeln die Wälder des Landes. Oft werden gemeinsame Jagden veranstaltet, dabei erhält derjenige, welcher die erste Lanze, beinahe die ausschließliche Waffe der Wanyoro, auf das Wild schleudert, einen Vorderfuß, das übrige wird nach Uebereinkunft geteilt, dem König gehört immer das Fell der getöteten Löwen und Leoparden, sowie ein Zahn der erlegten Elefanten.

Als Münze dient in vielen Ländern Afrikas die Kaurimuschel, in Unyoro Ssimbi genannt. Diese kleinen Muscheln sind in bestimmter Anzahl zu 100 bis 500 auf einzelne Schnüre gereiht; etwa 500 von ihnen repräsentieren einen Wert von ungefähr 3,5 Mark; nach diesem Werte kostet eine Ziege ungefähr 1400 Ssimbi, ein Ochse dagegen 4500—5000 Ssimbi.

Will in Unyoro ein Mann heiraten, so muß er seine Braut von dem Vater kaufen, der gewöhnliche Preis beträgt 3—4 Ochsen oder Kühe und ein Schaf. Die Hochzeit wird unter Teilnahme des ganzen Dorfes mit großem Lärm und Jubel mehrere Tage lang gefeiert und dabei werden ungeheure Mengen Muënge Bier vertilgt; in gleicher Weise wird die Geburt von Zwillingen vom ganzen Dorf gefeiert, da sie als glückbringendes Zeichen angesehen wird. Je nach seinem Reichtum hat ein

Mann mehr oder weniger Frauen, die meisten hat der König, sie bilden mit ihren zahlreichen Dienerinnen und Sklavinnen einen sehr stattlichen Hofstaat.

Das ganze Land Unyoro ist in mehrere Distrikte geteilt, jedem derselben steht ein vom König eingesetzter Statthalter, „Makunge“ genannt, vor, der die Verwaltung und Rechtspflege unter sich hat und sich zu bestimmten Zeiten am Hofe des Königs einfindet, um die Abgaben seiner Provinz, die in Elfenbein, Korn, Sklaven und Rindern bestehen, abzuliefern. Das Recht über Leben und Tod, d. h. die Verurteilung von Verbrechern zum Tode, gehört ausschließlich dem König.

Die Söhne des Königs erhalten jeder mit seiner Mutter und einem Erzieher eine bestimmte Wohnung, wo sie residieren. Stirbt der König, so treten die Prinzenerzieher zusammen und suchen unter den Söhnen des Verstorbenen den würdigsten als Nachfolger aus. Jedoch oft oder fast immer entstehen Streitigkeiten; ein Krieg entbrennt, bis einer der Prinzen sich des Thronsessels seines Vaters bemächtigt und damit die Gewalt erhält; nach alter, grausamer Sitte läßt er dann bis auf einen oder zwei alle seine Brüder und Verwandten töten. Der Leichnam des verstorbenen Königs ist währenddem mit Butter gesalbt, in Rindenstoffe eingewickelt, in einer eigens dazu erbauten Hütte auf ein hohes Gerüst gelegt worden, unter welchem Tag und Nacht Feuer brennt, bis der Körper völlig getrocknet und geräuchert ist, darauf wird er in eine Rindshaut eingewickelt und aufbewahrt bis zu Ende des Erbfolgekrieges, dann erst wird er von dem neuen König der Erde übergeben. In Unyoro wird übrigens der König, sobald er schwer erkrankt, von seinen Frauen getötet, da nach einer alten Sage die herrschende Dynastie den Thron verliert, wenn ein König eines natürlichen Todes stirbt.

Wie bei allen Völkern Afrikas, so ist auch bei den Wanyoro der Aberglaube sehr stark verbreitet; allerlei Zauberkünste und Amulette werden hoch in Ehren gehalten: der böse Blick bezaubert die Menschen oder bringt Krankheiten hervor; schreit eine Eule auf dem Haus, so stirbt der Hausherr; krächzt der Nashornvogel, so kommt Regen; sitzt eine Bachstelze an der Thür, so erscheinen Gäste, oder es werden Geschenke gebracht; trägt jemand ein Stück Haut von einem weißen Rhinozeros auf dem Leibe, so ist er stichfest; solche und viele andere Zaubermittel werden strenge geglaubt, außerdem existieren noch viele Sagen und Legenden, die sich von Generation zu Generation forterben. Nach einer Sage waren Schimpansen und Elefanten in früheren Zeiten Menschen, Emin gibt diese Sage wörtlich folgendermaßen wieder: „Vor alten Zeiten hatte ein Mann einen braven Sohn, er selbst aber war gewaltthätig und hatte seinen

Nachbarn viele Kinder abgenommen; er befahl einst seinem Sohn, zu einem Nachbar zu gehen und dessen Haus zu okkupieren, thät er es nicht, so würde er ihn töten. Der Sohn ging, schlief in jenem Haus, fand aber am frühen Morgen, daß die Bewohner entflohen waren. Nach Hause durfte er nicht zurückkehren, hier wäre er allein verhungert; er bat also den großen Zauber, ihn zu retten und wurde von ihm samt dem Hause zum Elefanten gemacht." Fast alle andern Sagen hängen ebenfalls mit dem großen Zauber zusammen.

Da die Wanyoro und ebenso das Nachbarvolk, die Waganda, unter den Negern sehr hoch kultivierte Völker sind, so ist demzufolge auch Handel und Industrie in den beiden benachbarten Ländern sehr bedeutend. Arabische Händler kommen aus Sansibar hierher, um gegen Glasperlen, Gewehre und Munition, Sklaven und Elfenbein einzuhandeln, die Bewohner der umwohnenden Stämme ziehen nach Kabregas Residenz zu Markt, um sich mit den nötigen Stoffen zu versehen; als Geld dienen, wie schon erwähnt, die Kaurimuscheln. Emin schildert in einem seiner Briefe einen solchen Markt in der Hauptstadt Unyoro's so lebendig und anziehend, daß wir diesen Bericht hier wortgetreu wiedergeben:

„Dicht hinter König Kabregas großem Gehöft liegt ein weiter, unregelmäßiger Platz, eingefaßt von üppig grünen Bananenpflanzungen und den hohen Rohrzäunen großer Hüttenkomplexe. Riesige Ficus, auf deren eigensinnig gewundenen grauen Aesten ganze Kolonien grotesker Platycerien (Schmarotzerpflanzen) sich angesiedelt haben, gewähren Schatten und Kühle, wenn gegen Mittag die Sonne gar zu empfindlich brennt. Gerade um diese Zeit aber entwickelt sich hier ein lebhaftes Bild beweglichen Treibens. Von allen Seiten strömen Leute herzu, bald als Verkäufer, beladen mit ihren Waren oder zum Verkauf bestimmte Tiere vor sich hertreibend, bald als Käufer lärmend und feilschend, auf Schnüren gereihte Kaurimuscheln oder die zum Austausch bestimmten Waren in den Händen. Neben dem in Felle gehüllten lichtbraunen Wahumahirten mit dem schönen Profile, welcher seine sauber in Bananenblätter gehüllte Butter zum Verkauf bringt, bewegt sich, von bunten Fetzen bedeckt, der dunkelschwarze Witschwesi-Paria mit Amuletten und allerlei kuriosem Schmuck behangen, bettelnd und seine Künste preisend, der Zigeuner des Landes. Lichtgelbe Maskat-Araber, mit dem vollen Bewußtsein ihrer Farbe und Superiorität, das hakige Dolchmesser, die Schamba, im Gürtel, verschmähen nicht, ihre Lebensbedürfnisse an Gemüsen, Früchten, Fleisch, selbst einzuhandeln. Bewegliche schwatzhafte Waganda, in saubere, ledergelbe Rindenstoffe drapiert, haben die schönen, weichen Matten Ugandas, feine Rindenstoffe und dicken Kupferdraht zum Austausch herübergebracht. Untersetzte stämmige Leute von

Nkole verkaufen in Bündeln den vorzüglichen Tabak ihres Landes. Die lichten Bewohner der Berglande im Süden haben Vieh zum Verkauf gestellt und die lang aufgeschossenen Wakidikrieger mit ihren turmhohen Frisuren und den eisernen Panzerhalsbändern schauen sich das Treiben gleichgültig an. Kleiderstoffe sind ihnen nicht nötig, und was sie sonst bedürfen an Kupfer, Eisen, Glasperlen u. s. w., gibt ihnen Kabrega reichlich als Gegengabe für das Elfenbein, das sie ihm gebracht. Es liegt ja in seinem Interesse, die lohnende Kundschaft sich zu erhalten und günstig zu stimmen. Zwischen all diese Leute aber drängt sich die Masse derer, die aus den umliegenden Dörfern gekommen, um für ihre Bananen, süße Bataten, Bohnen, Kürbisse, Mehl Absatz zu finden, die Fischer vom Albert-See mit getrockneten und frischen Fischen, die Frauen mit enormen Kürbisgefäßen voll schäumenden Bieres, Bettler und Bettlerinnen, nackte Kinder, Rinder, Ziegen, Schafe, Hunde — alles das schreit und lärmt in buntem Gewirr. Hin und wieder läßt sich auch Musik hören, gewöhnlich von Gruppen ausgeführt, die sich um volle Bierkrüge geschart, wobei des Landes Schönen ihnen Gesellschaft leisten. Wer seine Geschäfte beendet und zum Gehen sich rüstet, spricht dann gewöhnlich noch in einer der nahen Schmiedewerkstätten ein, die hier, wie in allen unseren Negerländern in gewisser Beziehung das Konversationslokal bilden; sicher, dort stets eine Gruppe von Nichtsthuern zu finden, nimmt man noch gern den neuesten Stadt- und Hofklatsch mit sich in das ferne Heim. So geht das rege Getriebe fort, bis gegen 4 Uhr nachmittags die Leute sich nach und nach verlieren und statt des Lärmens der Käufer und Verkäufer nun das Gebell und ärgerliche Gezwitscher der Hunde und Geier hörbar wird, die um ihre Mahlzeit sich befeinden, bis im Abenddunkel auch sie verschwinden und im bleichen Mondlicht Flederhunde und Makrodipterix ihren Gespensterflug beginnen."

Unter interessanten Beobachtungen und Betrachtungen verstrich Emin die Zeit im Fluge, er fand aber während seines ganzen Aufenthaltes bei den Wanyoro, daß sie ein ziemlich fortgeschrittenes, der Kultur zugängliches Volk seien, und er rühmt immer wieder die Zuvorkommenheit und Freundlichkeit des Königs Kabrega, bei welchem ihm seine Aufgabe, die Aussöhnung mit der ägyptischen Regierung, vollständig gelang. Als die festgesetzte Frist abgelaufen war und Emin in einer Audienz dem Negerfürsten den Tag seiner Abreise mitgeteilt hatte, sandte ihm Kabrega große Lasten Mehl, Rinder und vieles andere als Proviant für die Reise, dann gab er ihm als Begleiter seinen Häuptling Mssige als Anführer der Träger mit, der mit seinem Kopf für die Sicherheit des weißen Reisenden haften mußte. Nach einer feierlichen Abschiedsaudienz, in welcher

Emin dem König einen reich vergoldeten Säbel schenkte, der das Entzücken desselben hervorrief und nachdem zwei große Elefantenzähne als Gegengeschenk dargebracht waren, erfolgte unter großem Lärm der Bevölkerung und fortwährenden Flintenschüssen der bewaffneten Macht Kabregas die Abreise Emins auf demselben Wege, welchen er gekommen war. Der Rückmarsch war noch beschwerlicher als die Hinreise, denn durch den vielen Regen waren die Graswälder noch höher emporgeschossen, die Rohrdickichte und Dorngestrüppe noch dichter und undurchdringlicher geworden, dazu stand in allen Löchern und Tümpeln schmutziges, trübes Wasser, so daß die Reisenden oft bis zum Hals darin einsanken und nur mit größter Mühe sich wieder heraushelfen konnten. Schließlich kamen noch Differenzen mit dem Führer hinzu, so daß Emin eines Tages ohne Gepäck abmarschierte, die Träger zurücklassend, nachdem er den Führer für jeden Schaden verantwortlich gemacht hatte; in der folgenden Nacht mußte Emin deshalb ohne Bettzeug und Kochgeschirr in einer elenden Hütte Rast halten, die von allen Seiten den Regen durchließ und außerdem von Mosquitos und Zecken wimmelte. Nach einigen weiteren Tagen kam er wieder in der Ausgangsstation Mruli an, sehr zufrieden mit den Ergebnissen dieser Reise, die ihren Zweck vollständig erfüllt hatte. Nach kurzer Zeit trafen auch die zurückgelassenen Gepäckstücke vollzählig und wohlbehalten auf der Station ein.

Reise nach Uganda.

Kapitel III.

Reise nach Uganda.

Mit der Reise nach Unyoro war der eine Teil der diplomatischen Sendung erfüllt, jetzt galt es, den zweiten Teil, die Aussöhnung mit König Mtesa von Uganda ebenfalls auszuführen. Emin wollte sich daher in Mruli nicht lange aufhalten, aber er mußte einen vollen Monat lang auf die Träger, welche ihm der König Mtesa versprochen hatte und die ihn nach der Hauptstadt Ugandas, Kubahga geleiten sollten, warten; endlich kamen die Waganda-Leute und die Karawane brach auf. Trotzdem die Waganda gute, unermüdliche Träger waren, ging die Reise doch sehr langsam von statten, denn man befand sich mitten in der Regenzeit, es regnete mehrmals täglich sehr heftig, so daß der Marsch fast immer durch Schlamm und Wasser ging, außerdem mußten einige große Sümpfe passiert werden. Der Marsch durch einen Sumpf ist sehr beschwerlich. Alle unentbehrlichen Kleider, Uhr, Kompaß, Gewehr u. s. w. werden in einem Packen zusammengebunden und auf dem Kopf getragen, dann geht es hinein in das faulige Wasser des Sumpfes. Bald reicht die schmutzige stinkende Flüssigkeit bis an den Hals, glühend heiß brennt die Sonne auf die Köpfe der Watenden, die von Tausenden von Mosquitos umschwärmt, sich wehrlos den Stichen dieser Blutsauger preisgeben müssen, denn die Hände haben vollauf Arbeit, um mit den Lanzen langsam den Weg vor sich zu tasten, die tiefen Löcher zu vermeiden und den oft im Wurzelwerk der Sumpfpflanzen gefangenen Fuß zu befreien.

Tagsüber die mühseligsten Märsche, dann nachts die schrecklichen Gewitter mit ihren wolkenbruchartigen Regengüssen, so daß die nötige Rast und Ruhe umsonst gesucht wurde; es war eine ununterbrochene Reihe von Strapazen, die ertragen werden mußten. Von der Nässe und Feuchtigkeit können wir uns einen Begriff machen, wenn wir erfahren, daß die Nähte in den Stiefeln Emin's verfaulten. Endlich kam man auf besseren

trockenen Boden, täglich konnten größere Strecken zurückgelegt werden und bald war das Dorf Mrekos, des Führers der Träger erreicht, in welches der Zug unter großem Lärm der Trommeln und Abbrennen der Gewehre einrückte. Auf die Bitte der Träger wurde hier einige Tage gerastet und während seine Leute in dem Genusse des Eleusine-Bieres und Bananenweins schwelgten, betrieb Emin eifrig die Jagd, besonders auf Antilopen und Perlhühner, die hier sehr zahlreich waren. Nachdem die Träger sich erholt, das heißt, nachdem das Bier im Dorfe vertilgt war, entschloß sich endlich Mreko zur Weiterreise, die von jetzt ab bis zu König Mtesas Residenz nur in kurzen Tagemärschen vor sich ging, da die Leute nur von einem Dorf zum nächsten zogen unter Jubelgeschrei und Lärm der Bewohner, welche die Träger reichlich mit Bier bewirteten. Emin erzählt, es wäre die reine Bierreise gewesen, da der Zug von den Biertöpfen eines Dorfes zu denen des nächsten ging. Das Land war überall sorgfältig mit Bananen, Mais, Sorghumkorn, Cajaten und andern Früchten bestellt und machte den Eindruck eines großen Gartens, in welchem hier und da Dörfer und Hütten lagen und aus dem einzelne Haine von Ficus, Palmen und Dracaenen*) hervorragten. Eines Tages kam die Expedition in ein Dorf, dessen Rohrhütten alle dicht verschlossen waren und dessen Bewohner vollständig unsichtbar blieben, die Leute Emins munkelten von einem feindlichen Angriff und diese Vermutung wurde bald bestätigt. Nachdem zum Rasten Halt gemacht war und Emin sich eifrig mit Sammeln von Insekten und anderen Tieren beschäftigte, sauste plötzlich eine Lanze dicht neben ihm in den Boden und gleich darauf knallten Schüsse. Emin, völlig unbewaffnet, eilte sofort zu seiner Hütte, an deren Thür unmittelbar neben ihm einer seiner Leute durch einen Lanzenstich getötet wurde, während zwei andere durch Kugeln schwer verwundet waren. Rasch ordnete Emin die Verteidigung an, in kurzer Zeit war die Seriba, in welcher Halt gemacht worden war, durch umgeschlagene Bananenstämme in eine Festung verwandelt; Patrouillen wurden nach allen Richtungen ausgeschickt, um die Feinde, die sich nach dem ersten Angriff zurückgezogen hatten, zu beobachten und zu verfolgen. Nach einiger Zeit wurden vier Männer, zehn Frauen und Kinder als Gefangene eingebracht und auf dem weiteren Marsche, der bald wieder aufgenommen wurde, mitgeführt. Am folgenden Tage wollten die Führer an einem Orte des guten Bieres wegen für mehrere Tage rasten, Emin widersetzte sich dem entschieden und als

*) Dracaenen, Dracaena (Drachenbaum) zu der Familie der Liliaceen gehörig; der Baum wächst sehr langsam, erreicht aber eine sehr bedeutende Dicke. In den Tropen viele Arten.

er sie zum Weitermarsch nicht bewegen konnte, zog er allein mit einigen Trägern weiter. Der Weg führte durch einen sehr fruchtbaren Distrikt, überall blühende Felder und Dörfer, aber seltsamerweise war in den Dörfern kein Mensch zu finden, überall herrschte Totenstille, was hatte das zu bedeuten? Nichts gutes, sondern schreckliches, grauenvolles! Der grausame König Mtesa hatte das Land ausrauben lassen, Männer, Weiber und Kinder als Sklaven fortgeschleppt, das Vieh und alle Vorräte für sich in Anspruch genommen; die schrecklichste Geißel Afrikas, die Sklavenjagd hatte hier furchtbar gewütet, in der ganzen Gegend war kein einziger Bewohner mehr vorhanden. Rasch durcheilte Emin diese schaurige Oede und er atmete erleichtert auf, als er wieder in bevölkerte Distrikte kam, wo er von den massenhaft herbeigeströmten Bewohnern umringt und als Wundertier angestaunt wurde, besonders von den Frauen. Bald kamen auch die Führer mit dem Gepäck nach und allmählig näherte man sich Mtesa's Hauptquartier.

Ein Bote des Königs überbrachte einen Brief, in welchem dem weißen Manne mitgeteilt wurde, daß sein Haus für ihn bereit sei, er solle sich aber auf der Reise nicht zu sehr anstrengen, sondern überall in den Dörfern Rast halten; so dauerte der Marsch nach der nur vier Stunden entfernten Residenz noch volle drei Tage. Doch endlich war man am Ziele. Trommeln und Pauken erdröhnten, Schüsse krachten und Tausende von Menschen umgaben schreiend und lärmend den Zug, eine Deputation Mtesas holte Emin ab und bald befand sich der Reisende in dem ihm angewiesenen Haus in Rubahga, der Residenz des Königs.

Der König Mtesa empfing Emin in großer Audienz zwar mit aller Höflichkeit, aber doch nicht ohne eine gewisse Zurückhaltung. Mtesa war eine große, hübsch gebaute Erscheinung von ungefähr 48 Jahren mit stolzer und selbstbewußter Haltung. Seine sorgfältig gepflegten Hände waren zart und klein und sein ovales Gesicht mit den großen Augen zeigt hübsche Züge. Bekleidet war er gewöhnlich mit einem weißen arabischen Kaftan. Sein Charakter ist zweifelhaft; er war ungemein stolz und hielt sich für den größten König der Welt; dabei war er sehr schlau und mißtrauisch und von großer Grausamkeit. Die Hinrichtungen hörten in seinem Lande nicht auf; abergläubisch wie er war, ließ er oft, wenn er nach seiner Meinung Unheilvolles geträumt hatte, viele Menschen umbringen. Einmal träumte er von seinem Vater, als Sühne dafür ließ er andern Tages 500 Menschen ermorden. Im Verkehr mit den Europäern war er zwar immer höflich, aber auch oft ganz unberechenbar, heute konnte er Freund, morgen Feind sein; sein mißtrauischer Charakter ließ ihn zu niemand Vertrauen fassen.

Nachdem Emin einige Tage bei Mtesa verweilt hatte, bat er den König um die Erlaubnis zum Ukerewe-See reisen zu dürfen, dessen Nordufer nicht sehr weit von Rubahga entfernt ist; erst nach längerem Zögern erteilte der mißtrauische Mtesa diese Erlaubnis. Der Weg zum See führte durch ein reiches, wohlangebautes Land; die Negerweiber waren auf den Aeckern mit dem Einheimsen der Früchte und Bebauen des Feldes beschäftigt, die Männer besserten die Wege aus oder legten neue an. Ueberall der üppigste tropische Pflanzenwuchs, den man sich vorstellen kann. Riesige Bäume wiegten ihre mächtigen Kronen in der Luft, schlanke Lianen schlangen sich von einem zum andern, allerlei Schlingpflanzen bedeckten Aeste und Zweige und streckten ihre leuchtenden, roten, blauen und gelben Blüten aus dem grünen Blätterschmuck hervor, auf dem Boden wucherten in größter Ueppigkeit prächtige Farne und allerlei herrlich blühendes Strauchwerk. Kreischende Papageien flogen von einem Baum zum andern, Schwärme glänzender Finken durchschwirrten die Luft, an ihren beutelförmigen Nestern hingen zierliche Webervögel, wie Metall blitzende große Schmetterlinge gaukelten hin und her; kurzum ein paradiesisches Land. Doch plötzlich stiegen vor der Karawane einige Geier schwerfälligen Fluges in die Luft, sie hatten grausige Mahlzeit gehalten, denn am Wege lagen mehrere menschliche Leichen, auf Befehl des grausamen Königs hingeschlachtet, mit abgehauenem oder gespaltenem Kopfe lagen sie da; ein gräßlicher Anblick! In tiefem Stillschweigen gingen die Leute des Zuges vorüber, sie wußten ja nicht, ob ihnen nicht dasselbe Schicksal nahe bevorstand, schaudernd wandte sich der Europäer ab, während nebenan im dichten Gebüsch die Hyäne grell auflachte, sich im voraus des guten Schmauses der kommenden Nacht freuend. So zeigte sich in schrecklicher Deutlichkeit das Treiben der rohen und unkultivierten Menschen, als die tiefste Schattenseite des lachenden Landschaftsbildes.

Nach vierstündigem Marsche erreichte Emin bei Ussavara das Ufer des großen Sees, schon von weitem erkennbar durch einen Riesenbaum, einen Mpaffubaum*), den acht Männer kaum umspannen können, er steht direkt am Ufer des Sees. Soweit das Auge reichen konnte, war der See zu beiden Seiten von hohen Bergen begrenzt, geradeaus verschwammen in weiter Ferne Wasser und Himmel; eine unendliche Wasserfläche breitete sich vor dem Auge des Forschers aus, ist doch der Ukerewe-See größer, als das ganze Königreich Bayern. Eine Menge größerer und kleinerer Inseln, zwischen denen bewegliche Barken geschäftig hin und her fuhren,

*) Mpaffubaum ist Canarium edule (Canarienbaum), hoher, harzreicher Baum mit lederartigen Blättern; in Afrika nur wenig Arten.

boten dem staunenden Auge willkommene Ruhepunkte auf der glitzernden Wasserfläche. Die Barken sind mit hohen verzierten Schnäbeln versehen, sie haben an beiden Seiten breite, weit über den Wasserspiegel sich hinstreckende Bretter, die das Boot vor dem Umschlagen schützen; gerudert wird mit schaufelförmigen Rudern. Groß ist die Menge der Fische, die der See beherbergt, Krokodile und Nilpferde liegen auf jeder Sandbank und die Ufer sind belebt von Vögeln mannigfaltiger Art. Da allmählig sich das Wetter sehr verschlechterte und Regen drohte, mußte Emin zu seinem Bedauern bald wieder aufbrechen und nach anstrengendem Marsche erreichte er abends wieder Rubahga.

Die Verhandlungen mit dem sehr mißtrauischen, hinterlistigen König Mtesa wollten zu keinem rechten Abschluß kommen, erst nach langem hin und her, nach unzähligen Audienzen gelang es, den König wenigstens einigermaßen günstig zu stimmen und Emin war herzlich froh, als der Tag der Abreise endlich gekommen war. Von den fünfzig versprochenen Trägern kamen zwar nach langen Mühen nur fünfunddreißig, trotzdem einiges Gepäck zurückgelassen werden mußte, brach Emin auf unter der Begleitung sämtlicher Araber und sonstiger Kaufleute, die in Rubahga anwesend waren und jetzt unter großem Gelärm und Geschieße dem Zuge eine Zeitlang folgten. Nach einigen Tagemärschen erreichte die Expedition die Grenze Ugandas, wo sich mittlerweile auch das zurückgelassene Gepäck eingefunden hatte. Von hier aus wurde die Reise durch Kabregas Gebiet gefährlicher, da die Waganda von den feindlichen Unyoro wiederholt angegriffen wurden, ein Träger wurde sogar seiner Last beraubt, dem Räuber dieselbe aber wieder abgejagt. Wochenlang unter sengender Sonne durch hohe Graswälder dahinziehend, nachts von Millionen Mosquitos und Mücken arg belästigt kam der mutige Reisende endlich am 8. April 1878 wieder in Mruli an.

Emin als Gouverneur der Aequatorialprovinz.



Schnabelmundneger.

Kapitel IV.

Emin als Gouverneur der Aequatorialprovinz.

Nachdem im Jahre 1876 nach dem Weggange Gordons die Gouverneure Oberst Prout und Mason nach sehr kurzer Zeit ihrer angegriffenen Gesundheit wegen ihr Amt niedergelegt hatten, wurden mehrere Einheimische nach einander zu Gouverneuren gemacht, deren Regierung aber eine heillose Mißwirtschaft im Lande hervorbrachte. Die Gouverneure sahen nur darauf, sich selbst zu bereichern, um die Verwaltung bekümmerten sie sich blutwenig, ihre Beamten beeiferten sich natürlich, es ihnen möglichst nachzumachen und bald schmachtete das ganze Land unter dem Drucke dieser schlechten Regierung. Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten nahmen überhand; die Sklavenjagd blühte allerorten; Raubzüge von den eigenen Soldaten ausgeführt, waren etwas alltägliches; kurz und gut, alles, was Gordon mit so großer Mühe geschaffen, schien umsonst gewesen zu sein, das Land ging mit Riesenschritten einer allgemeinen Verwilderung entgegen. Um diesem heillosen Unwesen zu steuern, ernannte im Anfang des Jahres 1878 der Generalgouverneur Gordon Pascha, der die Bedeutung seines Oberarztes längst erkannt hatte und mit dem Erfolg seiner Reisen nach Unyoro und Uganda sehr zufrieden war, den Dr. Emin zum Gouverneur und Befehlshaber der Aequatorialprovinz mit dem Hauptsitz in Ladó am weißen Nil.

Ungeheuer waren die Pflichten und Anstrengungen, die Emins nun harrten, aber er nahm sich vor, mit eiserner Energie die Uebelstände in der Provinz abzustellen und eine gute Verwaltung einzuführen. Der erste große Uebelstand war die Verderbtheit der Beamten, auf die sich der Gouverneur durchaus nicht verlassen konnte. Die Beamten waren zum größtenteil ägyptische Verbrecher, die aus Aegypten verbannt, nach Verbüßung ihrer Strafe in den Dienst der Sudanregierung getreten waren. Von Gordon im Zaume gehalten, konnten sie unter dessen ägyptischen

Nachfolgern, die ja selbst große Schurken waren, so recht nach Herzenslust ihrem verbrecherischem Thun Vorschub leisten; bald riß dann auch eine Ungerechtigkeit und Bedrückung der Bevölkerung gegenüber ein, daß der Klagen der letzteren kein Ende war, aber nichts wurde dagegen gethan, das arme Volk wurde systematisch ausgesogen.

Um die Soldaten auf den Stationen stand es nicht besser. Von Disziplin war beinahe gar keine Rede mehr; die Anführer der Stationen unternahmen auf eigene Faust Züge in das Land und raubten alles, was ihnen in die Hände fiel, sie brandschatzten auf die schlimmste Weise die umliegenden Gegenden, anstatt sie zu schützen, wie es ihre Pflicht war. Die Bevölkerung der Provinz bestand außerdem aus den verschiedensten Negerstämmen, die, durch Sitten und Sprache von einander verschieden, untereinander oft im Streit lagen und zwischen denen es häufig zu blutigen Zusammenstößen kam. Dann lag aber noch eine fürchterliche Plage auf der Provinz. Nach und nach hatten sich nämlich überall in den Dörfern Araber angesiedelt, deren Zahl immer mehr zunahm und die großen Anhang gewannen. Diese schändlichen Menschen trieben ausschließlich das Gewerbe der Sklavenhändler; von den Negerhäuptlingen kauften sie Männer, Frauen und Kinder, um sie in die Sklaverei fortzuschleppen oder



Ladó, Emins Hauptsitz in der Aequatorialprovinz.

sie überfielen selbst mit Waffengewalt die Dörfer der Eingeborenen und nahmen an Menschen mit sich, was sie erbeuten konnten. Unthätig hatten die Beamten diesem schändlichen Treiben, aus dem sie selbst Gewinn zogen, zugesehen; das Land war in einer schrecklichen Lage. Wenn man dabei noch in Betracht zieht, daß fast alle Stationen in schlechtem Zustande waren, da die Häuser in den Tropen nur ungefähr drei Jahre lang dem Klima wiederstehen können, so daß an manchen Orten neue Gebäude angelegt werden mußten, daß das Reisen von einem Ort zum andern äußerst anstrengend war und rechnet man dazu noch die Beschwerden und Gefahren, die das ungesunde Klima mit sich bringt, so muß man dem neuen Gouverneur die vollste Bewunderung zollen, der, ohne jede Hilfe dastehend, es unternahm, unter solchen Umständen allen Uebelständen abzuhelfen und den Mißbräuchen energisch entgegenzutreten. Welche Ausdauer des Körpers und welche Anspannung und rastlose Energie des Geistes gehörte dazu, um diese Riesenlast auf sich zu nehmen, aber auch welche Liebe und welches Mitleid mit der armen Bevölkerung kennzeichnet den großen Mann, der um jeden Preis die Leiden der unterdrückten Menschen mildern wollte und der das alles doch nur that unter den härtesten Entbehrungen und Strapazen für sich selbst, als einzige Belohnung das Bewußtsein der guten That, die Menschenliebe ihm eingegeben, in sich tragend. In strenger Weise faßte Emin seine amtlichen Pflichten auf, unermüdlich war er thätig, überall griff er selbst mit ein und sah nach dem Rechten, wenn manchmal seine Kraft erlahmen oder der Unmut ihn erfassen wollte, dann flüchtete er in den wenigen Mußestunden zu den Wissenschaften, dann erforschte, untersuchte und sammelte er neue und fremde Objekte der Tier- und Pflanzenwelt, dann vervollständigte er die geographischen Aufzeichnungen über diese Länder Afrikas, stellte Beobachtungen über Temperatur, über Wind und Wetter an oder studierte und vertiefte sich in die Sprache, Sitten und Gebräuche der verschiedenen Negerstämme und alles sorgsam aufzeichnend und bewahrend, legte er einen Schatz naturwissenschaftlicher Neuerungen und Thatsachen an, der für alle Zweige der Wissenschaft von weittragender Bedeutung, in Europa die Bewunderung der gelehrten Welt erregte und es unbegreiflich erscheinen ließ, daß ein so mit Amtsgeschäften überladener Mann noch solche Arbeiten zustande bringen konnte. Aber gerade die unbegrenzte Liebe zur Natur, die Freude an ihren Schönheiten labte und erquickte ihn und machte ihn stark zu seinem Werke, dem er sonst vielleicht unterlegen wäre; nur von verständnislosen Menschen umgeben, fand er in der Beschäftigung mit der erhabenen Natur den Ersatz für den Mangel eines Verkehrs mit der civilisierten Menschheit. Bei alledem aber standen seine amtlichen Pflichten in erster Reihe, ihretwegen

mußte sogar manche wichtige wissenschaftliche Frage unerledigt bleiben; die Pflicht seines Amtes ging ihm über alles, sie ging Hand in Hand mit seiner großen Liebe zu der armen Negerbevölkerung, seinen Unterthanen, denen er den Segen der Kultur sicher zu bringen hoffte, deshalb behandelte er sie auch mit Milde und Güte, wodurch er mehr erreichte, als je einer seiner Vorgänger, die sich allerdings meistens durch Strenge und Grausamkeit ausgezeichnet und die Neger kaum als Menschen angesehen hatten. Die Liebe zu seinen Unterthanen bethätigte Emin auch dadurch, daß er in Ladó jeden Morgen das Haupthospital besuchte, um vielen Kranken seine ärztliche Hilfe zuteil werden zu lassen. Hatten nun die rastlosen Bestrebungen und die aufopfernde Thätigkeit Emins den erhofften Erfolg? Waren alle die unerhörten Anstrengungen nicht umsonst? Und wie begann er das Riesenwerk, das seiner harrte?

Vor allen Dingen suchte er ein tüchtiges Beamtenpersonal und bessere Soldaten zu bekommen. Mit eiserner Strenge ging er gegen die lässigen Beamten vor; allen Klagen der Negerhäuptlinge lieh er sein Ohr; unablässig reiste er von einer Station zur andern, untersuchte die Streitfälle und bestrafte die Uebelthäter. Als die Beamten sahen, daß der neue Gouverneur bitteren Ernst mache, besserten sich einige, die übrigen wurden ihrer Posten enthoben und durch andere ersetzt; auf diese Weise gelang es dem Gouverneur mit der Zeit wenigstens einigermaßen zuverlässige Beamte zu erhalten, die, wenn auch nicht aus Anhänglichkeit, so doch aus Furcht seinen Anordnungen Folge leisteten. Allmählich ersetzte er auch seine ägyptischen Soldaten, denen durchaus nicht zu trauen war, durch Eingeborene, die er selbst nach und nach im Gebrauch der Waffen einübte; auf diese Weise schuf er sich eine verläßliche Truppenmacht, eine der Hauptbedingungen für den Herrscher einer den mannigfachsten Angriffen ausgesetzten Provinz.

Gleich von Beginn seiner Amtsthätigkeit an ließ es sich Emin sehr angelegen sein, die arabischen Sklavenjäger, die entsetzliche Geißel der schwarzen Bewohner, aus seinem Gebiet zu vertreiben. Um uns eine deutliche Vorstellung von dem Treiben dieser Menschen zu machen, von denen viele sogar Beamte waren, wollen wir nur ein Beispiel hier anführen. Im Jahre 1880 kam Emin nach Biti, einer Station im Amadi-Distrikt, die er noch nicht kannte, die aber seit mehreren Jahren außer Elfenbein keinerlei Abgaben an das Gouvernement abgeliefert hatte. Alles was der Gouverneur hier sah, übertraf seine größten Befürchtungen. Die von den Negerstämmen an die Station Biti eingelieferten Vorräte von Korn, Oel, Fett, Wachs u. s. w. waren auf die schändlichste Art und Weise vergeudet, der Viehstand war vernichtet, die Bevölkerung ausge-

plündert und zum großen Teil zu Sklaven gemacht. Der ganze Distrikt war bewohnt von Danagla, das sind Araber aus Dongola, arabische Händler, die überall im Afrika umherziehen, um Handel, mit Vorliebe den einträglichen Sklavenhandel zu treiben; die irregulären ägyptischen Soldaten sind, nebenbei bemerkt, ebenfalls Danagla. In der Station Biti nun waren im Dienste der Regierung 40 Danagla-Soldaten, in und um die Station herum wohnten 96 nicht im Dienst stehende Danagla, dazu kamen noch allerlei sonstiges arabisches Volk, sogenannte Dragomane*) 319; im ganzen also 455 Männer, die mit ihren Weibern und Kindern 2200 Köpfe repräsentierten. Diese 2200 Nichtsthuer ernährten sich auf Kosten der 8—10000 Einwohner starken umliegenden Gegend, die in jeder Weise gebrandschatzt und ausgeraubt wurde. In der Station selbst waren die Zustände schreckliche, vor allem hatte der Branntweingenuß sehr überhand genommen. Bald nach seiner Ankunft gingen dann auch dem Gouverneur zahlreiche Klagen über Menschenraub zu und in einigen Tagen konnte er 240 Männer, Frauen und Kinder, die geraubt waren, wieder in ihre Heimat zurückschicken. Die von der Regierung angestellten schurkischen Chefs der Stationen hatten diesem Unwesen nicht nur nicht gesteuert, sondern waren sogar mit gutem Beispiel vorangegangen, sie waren im Besitz der meisten Sklaven, hatte doch der Chef Defá allah der Station Ajak, wohin Emin jetzt reiste, allein für sich 400 Sklaven geraubt. In Ajak waren demgemäß die Verhältnisse noch grauenvoller als in Biti. Die Einwohnerzahl betrug dort einschließlich der Soldaten 151 Mann, die zusammen die enorme Menge von 1500 Sklaven besaßen. Die Neger wurden wie Vieh angesehen und behandelt; Mord und Todtschlag waren etwas alltägliches; von Zeit zu Zeit hielt die Garnison in der Umgegend Raubzüge ab, um die Rinder und Kühe der Eingeborenen zu rauben und zu stehlen. Das von den Negern gelieferte Korn wurde verschleudert, die größte Unsauberkeit und Liederlichkeit, Branntweintrinken und alle sonstigen Laster herrschten in der Station. Emin befreite hier Hunderte von Sklaven und ging gegen die Uebelthäter sehr energisch vor.

*) Dragomane. Die Dragomane waren ursprünglich Sklaven oder Sklavenhändler; sie sprechen alle arabisch, dienen in ihrer Jugend als Waffenträger und versehen jetzt meistens den Polizeidienst bei den Eingeborenen. Jedes Dorf hat einen oder zwei zu ernähren; der Dragoman ist dagegen für die Ordnung im Dorfe verantwortlich und hat die Steuerentrichtung zu überwachen. In der Nähe jeder Station leben 20 bis 30 Dragomane, und wenn Träger oder Arbeiter für die Station beschafft werden sollen, so müssen sie diese herbeischaffen. Da die Afrikaner nicht zählen können, erhält der Dragoman nach uralter Sitte ein Bündel von ebenso viel Strohhalmen als er Arbeiter anzuwerben hat. (Nach Felkin.)

Die Stationen wurden hier wie in der ganzen Provinz mit regulären Truppen besetzt, die verbrecherischen Chefs als Gefangene nach Ladó geschickt, um dort abgeurteilt zu werden; die Danagla wurden ausgewiesen und nach Chartum gesandt. Durch diese energischen Maßregeln brachte er die Regierung wieder in Ansehen und Achtung, den Uebelthätern wurde sehr unbehaglich bei den geordneten Zuständen, sie verließen eiligst das Land und schon nach vier Jahren im Jahre 1882 war die ganze Provinz von den Sklavenhändlern gesäubert, mehr als 2000 Danagla waren vertrieben.

Ruhe und Frieden kehrten in das verwahrloste Land ein, Handel und Verkehr hoben sich immer mehr; der Gouverneur sorgte für den Anbau wichtiger Nahrungs- und Verkaufsprodukte, er ließ Kaffee, Reis, Indigo, Baumwolle anbauen, sorgte für gute Verbindungen und Straßen zum Transport der Güter, baute und verbesserte Stationen und brachte es im Verlauf einiger Jahre soweit, daß die Provinz sämtliche Verwaltungskosten nicht allein aufbrachte, sondern noch einen erheblichen Ueberschuß jährlich erzielte.

Für Emin war es bald nach seinem Amtsantritt von der größten Wichtigkeit, nicht nur seine Provinz, sondern auch die benachbarten Länder kennen zu lernen, um von den Nachbarstämmen unbehelligt sich seiner Kulturaufgabe widmen zu können. Nachdem er daher einigermaßen erträgliche Zustände geschaffen und die schreiendsten Mißstände abgestellt hatte, bereiste er die entfernteren Teile seiner Provinz nebst ihren Nachbarländern und lernte so allmählich einen großen Teil bis jetzt noch fast unbekannten Gebietes im Innern Afrikas näher kennen. Seine erste große Inspektionsreise ging nach den Gebieten des großen Sees im Süden der Provinz, nach dem Albert-Nyanza oder Mwutan-See.

Reisen im Gebiet des Albert-Nyanza.

Kapitel V.

Reisen im Gebiet des Albert-Nyanza.

Wohl ausgerüstet trat der Gouverneur Emin-Bey zu Ende des Jahres 1879 die Reise nach dem Albert-Nyanza an und zwar auf dem Regierungsdampfer „Khedive,“ der von der Station Dufilé auslief. Langsam fuhr der Dampfer stromaufwärts; mächtige Massen schwimmenden Schilfes und Grases trieben an ihm vorbei den Fluß hinunter, zahlreiche Inseln tauchten aus der Wasserfläche auf, die sich nach beiden Seiten in große Papyrus und Schilfwälder verlor, das Westufer war eingerahmt von den gewaltigen Massen der Niambaraberge, die den Lauf des Flusses eine lange Strecke hin begleiten. Ueberall aus den Thälern und offenen Stellen schimmerten die Hütten einzelner Wadidörfer herüber, deren Bewohner aber sehr scheu waren, so daß an den Haltestellen nichts über das Land in Erfahrung gebracht werden konnte. Am zweiten Tage kam Emin im Gebiete des Negerchefs Wadelai an, wo er eine Station errichten wollte. Sofort nach Anlegen des Schiffes wurden Boten zu Wadelai geschickt, währenddem kamen die Bewohner, um Holz für die Heizung des Dampfkessels, Kürbisse, Bananen und Hühner gegen Glasperlen umzutauschen. Die kleinen Dörfer bestanden aus 10—12 halbkugeligen Strohhütten zwischen denen auf Holzgestellen die bienenkorbartigen Getreidebehälter aufgestellt waren; das ganze Land war reich bebaut und machte einen vortrefflichen Eindruck.

Am folgenden Morgen kam der Bruder des Chefs mit Geschenken an Elfenbein und unterhandelte mit dem Gouverneur, dem es bald gelang, die Erlaubnis zur Anlage einer Station zu erhalten. Wadelai ließ sich entschuldigen, daß er nicht selbst gekommen, er sei, wie sein Bruder erzählte, zum gehen viel zu dick.

Das Land, ein Teil des großen Luri- oder A-Lur-Landes, heißt Kotsche und wird von den Wadelai oder Kotscheleuten bewohnt, hübsche,

mittelgroße, schwarze Menschen die sich durch schöne Zähne und kleine Füße auszeichnen. Auf Kleidung, die aus Fellen von Rindern und Ziegen besteht, wird wenig Wert gelegt, desto mehr auf die Bemalung des Körpers und auf die Haarfrisur. Die letztere möglichst künstlich zu gestalten, ist fast bei allen Negern ein Haupterfordernis der Mode, das Haar wird in die verschiedensten Formen gebracht, die alle Variationen zwischen der hohen Thurmfrisur und den herabziehenden Korkzieherlocken zeigen, je nach der Kunst und Phantasie des Trägers. Oft sind die Haare noch gefärbt, besonders mit roter Farbe, der Körper ist ebenfalls mit den mannigfachsten Zeichnungen und Linien, die natürlich alle nur geringe Kunstfertigkeit verraten, bedeckt, Arme und Beine sind mit Elfenbein, Eisen- und Messingringen geschmückt, während die durchbohrte Unterlippe einen langen Strohhalm als Zierde trägt.

Von Wadelai aus fuhr der Dampfer an mehreren Dörfern vorbei nach der Station Magungo, wo längerer Aufenthalt genommen wurde, der von Emin zum Sammeln von Tieren und Pflanzen, sowie zu meteorologischen Aufzeichnungen benutzt wurde, soweit die Abwicklung der Amtsgeschäfte Zeit dazu übrig ließ. Gleich südlich von Wadelai wird der Nil sehr breit, von einem halben Kilometer dehnt er sich auf 4 Kilometer Breite aus, demgemäß ist er ziemlich seicht und von vielen kleinen Inseln bedeckt, auf denen Krokodile und Flußpferde in träger Ruhe lagerten. Auffallend war die geringe Menge von Vögeln sowohl auf diesem Teile des Flusses, als auch auf dem Albert-Nyanza selbst, nur Reiher, Pelikane, Schlangenhalsvögel, Sattelstörche und Klaffschnäbel belebten die Inseln und Ufer, während die Gänse und Entenarten fast vollständig fehlten, dagegen waren an den Ufern zahlreiche Antilopenherden sichtbar, auch Trupps von Elefanten zeigten sich nicht allzu selten. Von Magungo, das am Einfluß des Nils in den Albert-See liegt, ging der Dampfer nach der Station Mahagi, die ungefähr 2 Tagereisen von Wadelai entfernt, auf dem Westufer des Sees liegt. Der Chef von Mahagi war Ssonda, ein anständiger und zuverlässiger Negerfürst, dessen dauernde Freundschaft sich Emin bald erwarb. Die Häuser waren hier ebenso gebaut wie in Unyoro; ein halbkugeliges Gerippe aus biegsamen Zweigen und Ruten hergestellt, im Innern durch Pfähle gehalten und mit Schichten langen Grases bedeckt, das außer über dem besonders überdachten Eingang bis zur Erde herabhängt. Durch Rohrwände wird das Innere in mehrere Abteilungen geteilt, der Feuerplatz ist in der Mitte der Hütte. Das Hausgerät besteht aus allerlei meist halbkugeligen Thongefäßen, Schalen und Töpfen von allen Größen aus Kürbis gefertigt und einigen geflochtenen Stroh- und Bastmatten. Neben dem Hause des Chefs war ein großer

platt und fest gestampfter Platz, der dem Dorfe als Tanzplatz diente. Die Männer bauen die Häuser, bestellen die Felder, liegen der Jagd und dem hier sehr ergiebigen Fischfang ob, während die Frauen mit Haushaltungsarbeiten, mit Ernten und Reinigen des Korns, oder mit der Verfertigung von Thongefäßen und Pfeifenköpfen vollauf beschäftigt sind. Eine eigentümliche einfache Pfeife war viel in Gebrauch: an einem Ende eines langen Rohres steckt in einem Einschnitt ein grünes, dütenförmig zusammengerolltes Blatt, welches mit Tabak gefüllt und ausgeraucht wird, zu jeder neuen Pfeife Tabak wird ein frisches Blatt genommen. An Haustieren waren hauptsächlich Ziegen und Schafe vorhanden, angebaut war Mais, Sorghum,*) Eleusine, Sesam,**) Tabak, Kürbisse und Gurken, während Bananen hier fehlten. Die Sprache der Bewohner, von der Emin ein Vocabularium zusammenstellte, ist die Schulisprache, dem Schilluk, welches durch die Forschungen Prof. Schweinfurths bekannt geworden ist, sehr ähnlich. Das Luri-Land ist zwischen Wadelai und Mahagi hügelig ohne große zusammenhängende Wälder, sehr dicht bevölkert und reichlich angebaut, es steht unter der Oberhoheit Kabregas, des Herrschers von Unyoro, mit welchem Lande ein lebhafter Handel und Tauschverkehr stattfindet. Die Bekleidung und der Schmuck der Bewohner ist die gewöhnliche, schon beschriebene; an Waffen führen die Männer Bogen mit vergifteten Pfeilen und lange Lanzen, dabei tragen sie an Stelle des Schildes vorn einen Panzer aus einem Stück Büffelleder bestehend; die Frauen haben immer ein Messer in dem Gürtel, das ihnen unter anderem auch zum Abschneiden des reifen Korns dient. Botanische Studien konnte Emin nicht machen, da gerade die Graswälder niedergebrannt waren, was von Zeit zu Zeit regelmäßig geschieht, einesteils um Wege und freie Plätze zu schaffen, anderntreils der Jagd wegen, da nur durch Feuer die Tiere aus diesen Grasdickichten herauszutreiben sind. Von Tieren fand Emin mehrere Affenarten, darunter zwei Paviane und verschiedene Vögel, unter denen eine der unsrigen nahe verwandte Wachtel sehr häufig war. Interessant war ein Ausflug zu einigen heißen Quellen, die im Lur-Lande sich hier und da finden; die von Emin besuchten lagen südlich von Mahagi. Aus den Fugen und Rissen eines grauen, leicht zerbröckelnden, ziemlich steilen

*) Sorghum; Sorghum vulgare Moorhirse, Durrah oder Kaffernhirse, eine in allen Tropengegenden viel angebaute Getreideart mit mehr als mannshohem, fingerdickem Stengel und überhängender Aehre mit weißem Samen.

**) Sesam, Sesamum orientale eine krautartige Pflanze, häufig gebaut wegen des eiförmigen gelben Samens, welcher teils wie Reis oder Hirse zubereitet, teils geröstet oder mit Honig und Zucker genossen wird; er liefert auch das milde, angenehm schmeckende Sesamöl.

Felsens quoll klares gelbliches Wasser hervor, das stark nach Schwefelwasserstoff roch; die Temperatur des Wassers betrug an einer Stelle 46 Grad Celsius, an einer andern 53,5 Grad Celsius, während das Wasser im nahen See 29 Grad hatte. Auf den von dem Wasser überflossenen Steinen hatte sich ein schleimiger, weißer Ueberzug gebildet; tierisches Leben war in dem Wasser nicht vorhanden.

In der folgenden Nacht hatte der „Khedive" vor Mahagi einen fürchterlichen Gewittersturm zu bestehen, bei dem er auf den Grund geriet, glücklicherweise ohne Schaden zu nehmen, da der Boden aus Sand und Schlamm bestand. Nachdem der Dampfer am Morgen wieder flott gemacht war, fuhr er quer über den vom Sturm aufgeregten See nach der Ostküste herüber, auf der Fahrt wurden ungeheure Scharen von Fischen die oft auf große Strecken hin das Wasser blaugrün erscheinen ließen, beobachtet. In der Nähe des Ostufers fuhr der Dampfer an diesem entlang, hohe Bergketten schlossen den See von dieser Seite ein, kahl und öde starrten sie in die nebelige Luft, nur an den einzelnen Wasserläufen, die zum See herabgingen, üppige Vegetation zeigend. Am Nachmittage kamen drei Dörfer in Sicht, an einer weiten Bucht des Sees gelegen, in welche der „Khedive" einlief und ankerte.

Der Chef des Ortes war Kagoro, ein Untergebener Kabregas, welcher den Gouverneur sofort höchst freundlich empfing und Geschenke überreichte. Das Dorf, oder besser gesagt, mehrere große Häuserkomplexe, heißt Kibiro, es liegt am unfruchtbaren Strande des Sees, hatte eine große Anzahl Hütten und zahlreiche Bewohner, aber sonderbarerweise keine Wälder und Felder, denn es ist in der öden Gegend sozusagen eine Industriestadt im Innern Afrikas, es ist die Saline und Salzlieferantin für alle umliegenden Länder; Salz ist der einzigste Reichtum, Salz bedeutet hier alles, es ist Geld und Tauschartikel. Alle Lebensmittel müssen, da Kibiro, auch Kibero genannt, am Fuße sehr hoher Berge liegt, auf den Köpfen der Leute über das Gebirge herübergetragen werden; alles, mit Ausnahme des Salzes und der Fische, die der See liefert, muß aus weiter Ferne hereingebracht werden in die Salzstadt, die Unyoro und Uganda, das Luriland und das Land der Schuli mit dem nötigen Kochsalz versorgt. Die ganze Salzbereitung liegt — da die Männer zu träge sind — in den Händen der Frauen und wir wollen mit Emin dieser eigentümlichen Industriestätte unsern Besuch machen.

Nach einem kurzen Gange am Ufer des Sees in nördlicher Richtung wenden wir uns landeinwärts, wo sich der Boden allmählich bis zu 30 Fuß über den See erhebt. Zwischen unsauberen Hütten hindurch führt der Weg zu den hohen Bergketten, an deren Fuß die Quellen liegen,

zu denen wir bald gelangen. In einer großen tiefen Schlucht liegen überall Steine und Trümmer umher, von allen Seiten gurgelt und zischt aufquellendes Wasser, der Boden und die Steine sind so heiß, daß man sie mit bloßer Hand kaum berühren kann, durch die Stiefelsohlen fühlen wir die große Wärme des Bodens. Ueberall entspringen heiße Quellen, die Luft ist mit schwefeligen Gasen und heißen Wasserdämpfen gefüllt, man muß nach Luft ringen, wie in einem römischen Bade. Das gelbliche Wasser hat eine Temperatur von 85—90 Grad Celsius, riecht nach Schwefelwasserstoff und schmeckt leicht salzig. Keinerlei Vegetation kann auf diesem heißen Boden fortkommen, wir sind froh, uns etwas dem Wasserlaufe folgend von den heißen Quellen zu entfernen, wir gehen noch einige hundert Schritt weiter und stehen nun auf einmal mitten in der Salzfabrik. Der Boden ist völlig geebnet, in kleinen von Steinen eingefaßten Rinnen rieselt das heiße Wasser nach allen Richtungen hin; der ganze Raum ist in kleinere Plätze abgeteilt, von denen jeder durch Steinreihen von den benachbarten geschieden ist; überall in allen diesen Plätzen sehen wir Frauen und Kinder eifrig mit der Salzbereitung beschäftigt, die folgendermaßen vor sich geht. Abends werden die Wasserrinnen geöffnet und die zu bearbeitenden Abschnitte des Bodens werden bis zum Morgen von dem heißen Wasser überrieselt. Nachdem am folgenden Morgen nach Schließung der Rinnen der Boden wieder etwas abgetrocknet ist, kratzen die Frauen mit halbmondförmigen Eisen die oberste Erdschicht ab, füllen sie in kleine Tröge, die sie an eine bestimmte Stelle tragen und dort zu kleinen Haufen Salzerde zusammenschütten. Am nächsten Tage wird ein Teil dieser Erde mit Wasser in Trögen gemischt und der entstandene Brei in Thongefäße gebracht, die einen durchlöcherten Boden haben, auf dem eine Schicht feines Heu liegt. Dieser einfache Filtrierapparat wird auf drei Steine gestellt, die durchgeseihte Flüssigkeit fließt in einen untenstehenden Topf ab. Diese in den Töpfen erhaltene Salzlauge läßt man nun entweder an der Luft verdunsten, oder aber man verdunstet das überschüssige Wasser durch Kochen, wodurch man zwar das Salz rascher erhält, aber auch ein unreineres als durch Verdunsten an der Luft. Die Kunst besteht bei dieser Salzbereitung darin, den Brei von Salzerde und Wasser genau so zu mischen, daß er für die Filtriergefäße am besten ist. Bei andauerndem Regen erleidet die ganze Industrie eine Unterbrechung, da aus dem überschwemmten Boden die salzhaltige Erde nicht herausgekratzt werden kann.

Die Neger meinen, das Salz komme ausschließlich aus dem Wasser der heißen Quellen, während Emin zu der Ansicht kam, daß das Wasser nur dazu diene, das im Boden enthaltene Salz auszulaugen. Das Salz

ist von dunkelgrauer Farbe, ziemlich grobkörnig und von bitterem Geschmack. Es wird paketartig in trockene Bananenblätter gehüllt, jedes dieser Pakete wiegt ungefähr 20—22 Pfund und repräsentiert einen Wert von 400 Kaurimuscheln (3 Mark unseres Geldes); gewöhnlich wird das Salz aber gegen Häute, Korn, Tabak, Eisen, Messing und Glasperlen eingetauscht. Der Handel und Tauschverkehr ist ein ganz bedeutender, da ganz enorme Mengen Salz produziert werden.

Die Bewohner Kibiros sind Wanyoro gleich den Bewohnern Unyoros, die uns schon bekannt sind. Bemerkt sei noch, daß die heißen Quellen als Heilmittel gegen mancherlei Krankheiten benutzt werden, selbst aus großer Ferne werden Hautkranke zur Kur hierhergebracht.

In Kibiro erhielt Emin Sendungen und Briefe aus Sansibar und aus den Stationen, was ihm bewies, daß er seine Absicht, eine geregelte Botenverbindung bis hierher herzustellen, vollständig erreicht hatte. Vor seiner Abreise bestieg er noch die sich hinter dem Dorfe auftürmende Bergkette. Beschwerlich war der Aufstieg bei einer Schattentemperatur von 28 Grad; die Bergwand, die sich bis zu 350 Meter Höhe hinzog, war nur hier und da mit kurzem Gebüsch bewachsen, sonst öde und kahl; umherliegendes Felsgeröll und rutschende Steine erschwerten die Besteigung noch mehr und müde langte die Gesellschaft auf dem Wipfel des Bergplateaus an, das sich terrassenförmig ausdehnend mit Gras bewachsen war, den Schafen und Ziegen Kibiros dürftige Nahrung bietend. Der steile Abstieg war noch unangenehmer, als der Aufstieg, er nahm aber nur kurze Zeit in Anspruch, so daß bald die schützenden Hütten wieder erreicht waren.

Am folgenden Tage, nachdem der Lieblingswunsch des Chefs Kagoro, nämlich der Besitz eines Paars Schuhe, bereitwilligst von Emin erfüllt war, dampfte der Khedive wieder dem Ausflusse des weißen Nils zu. Unterwegs mußte noch ein Sturm ausgehalten werden, der die Leute tüchtig seekrank machte, dann lief der Dampfer in den Nil ein und kam nach einigen Tagen glücklich wieder in Wadelai an. Emin konnte sehr zufrieden auf die Ergebnisse dieser Reise zurückblicken, auf der er die Station Wadelai errichtet, die am See wohnenden Negerstämme kennen gelernt, und die Stationen bis zum Albert-Nyanza in dauernde geregelte Verbindung gebracht hatte.

Die Länder im Osten des weißen Nil.



Residenz des Häuptlings aller Schuli.

Kapitel VI.

Die Länder im Osten des weißen Nil.

Am Ostufer des oberen Nil etwas südlich vom Ladó wurde im Jahre 1878 die Station Gondokoro ursprünglich zu dem Zwecke errichtet, um den Anbau der Limonen, die hier sehr zahlreich vorkamen, zu sichern. Von hier aus wurde dann auch im Verlauf weniger Jahre die ganze Provinz mit Limonen versorgt und die Station gewann immer größere Bedeutung. Da mannigfache Klagen aus den südöstlichen Teilen des Landes eingelaufen waren und da der Gouverneur auch die dort errichteten Stationen inspiciren wollte, trat er von Gondokoro aus im Anfang des Jahres 1881 seine Reise nach den östlich des Nils gelegenen Ländern an. Mit Trägern versehen unter Führung des Chefs Beso, des Distrikthäuptlings von Gondokoro, ging der Marsch nach Süden in die Belinianberge, die zur großen Lokajagruppe gehören, hinein. Das Land stieg terrassenförmig allmählich an, die Gipfel der Berge schimmerten und glitzerten wie Eisgletscher, sie bestehen nämlich aus großen Blöcken und Platten von Marienglas, das die Sonnenstrahlen blendend zurückwirft. Die Terrassen, an vielen Stellen aus rötlichem Steinboden bestehend, waren in den fruchtbaren Partien mit Akazienwäldern bestanden, zwischen denen die Dörfer und Hütten der zum Baristamme gehörenden Neger sich malerisch ausnahmen.

Nachdem sich beim Verlassen seines Distriks Chef Beso verabschiedet hatte, gelangte die Expedition in das Gebiet des Chefs Rugang, eines wegen seiner argen Räubereien und seiner großen Kunst im Regenmachen berühmten Mannes. Nach dem Glauben der Neger hat nämlich der Häuptling die Macht, durch allerlei Beschwörungen und Manipulationen den Regen herbeizuziehen oder ihn zu bannen, wodurch natürlich das Ansehen des Chefs sehr gehoben wird; jedoch ist die sehr fragliche Kunst auch nicht ohne Gefahr, denn Rugangs Vater war von seinen Unterthanen ermordet worden, weil der versprochene Regen nicht eingetreten war.

Durch gut und reich kultiviertes Hügelland, das durch viele tiefe Furchen und Rinnen, welche das Wasser aus den Bergen herableiten, durchschnitten war, kam man zu dem berüchtigten Engpaß von Tollogo. Das Thal verengerte sich hier zu einer Schlucht, in welcher große Granitblöcke die Passage sehr erschwerten; von beiden Seiten von hohen Bergen eingeschlossen war es ein günstiger Ort für Angriffe feindseliger Bewohner und schon oft der Schauplatz von Gefechten gewesen. Doch ungehindert durchzog Emin den Engpaß, nur von der furchtbaren Hitze belästigt, da die von den kahlen Wänden zurückgeworfenen Sonnenstrahlen den Boden und die Luft in Gluthitze tauchten; erleichtert atmete daher alles auf, als das Thal verlassen und ein Dorf sichtbar wurde, an dessen Eingang der Chef Rugang mit 200 Leuten den weißen Reisenden erwartete. Leider konnte Rugang trotz seines Versprechens keine Träger auftreiben, da seine Leute wegen mangelnden Regens unzufrieden mit ihm waren, und so mußte Emin sich mit seinen mitgenommenen Lattukaleuten begnügen und den Marsch durch das jetzt kommende Lirialand fortsetzen, das ein wahres Paradies für den Jäger zu sein schien, denn der Wald wimmelte allerorten von Antilopen, Giraffen, Büffeln, Zebras und Hochwild aller Art; Hunderte von Elefanten durchzogen das Land, zahlreiche Vögel zeigten ihr schimmerndes Gefieder, während auf den feuchten Stellen des Weges ungezählte, prächtig gefärbte Schmetterlinge den Boden wie mit leuchtenden Blumen überzogen. Selbstverständlich hatte dieser Wildreichtum auch seine üblen Seiten, denn das Ungeziefer, besonders Zecken, war in großer Menge vorhanden, und dann belebten zahlreiche gefährliche Raubtiere diese so nahrungsreiche Gegend. Löwen, Leoparden, Hyänen waren überall zu finden; am meisten gefürchtet die Leoparden, die häufig Menschen anfielen, während die Löwen wegen des großen Wildreichtums sich selten an den Bewohnern vergriffen; Emin sah häufig mehrere von ihnen abseits des Weges im Gebüsch liegen. Zahlreich im ganzen Lande waren Fallgruben, in denen die Tiere gefangen wurden; an den einzelnen Flußläufen (Chors) war der Fischfang sehr ergiebig. Mitten in diesem Distrikt liegt die im Vorjahre errichtete Station Okkela neben dem Negerdorf gleichen Namens, wie eine Festung vortrefflich durch eine ringsherum sich ziehende dichte und wirre Umzäunung von beträchtlicher Breite geschützt.

Die Bewohner von Okkela sind ein Jägervolk; mutig und kühn greifen sie mit dem Speer Elefanten, Rhinozerosse und Büffel an und zahlreiche Gesellschaften durchstreifen immer jagend das Land. Die Männer gehen völlig nackt, im Gesicht und auf der Brust tättowiert, die Arme und den Hals mit Eisen- oder Kupferringen geschmückt, auf dem Kopfe einen bunten Federbusch oder einen aus Menschenhaar gefertigten Helm,

der mit Perlen, Muscheln und Kupferplättchen verziert ist. Auffallend war die überwiegende Zahl der Frauen und Mädchen, auf 2 Männer kamen ungefähr 8—9 Frauen. Den Frauen liegt das Anfertigen der Gefäße, das Ernten des Getreides, überhaupt die Versorgungen des Hauses ob, unter denen das Wasserholen eine der schwierigsten ist, denn das Wasser muß oft stundenweit in großen Thongefäßen auf dem Kopfe herbeigeschleppt werden. Einer eigentümlichen Sitte gemäß werden die Toten nach einiger Zeit wieder ausgegraben und die Knochen in ein Thongefäß gelegt, das dann an einen Baum aufgehängt oder unter denselben gestellt wird. Amulette und Zaubermittel stehen in hohem Ansehen. Die Straßen der Dörfer starrten vor Schmutz, Ratten, Mäuse und allerlei Ungeziefer führten hier die Herrschaft, während die glockenförmigen, mit Gras bedeckten, völlig dunklen Hütten im Innern ziemlich sauber waren. Schafe und Ziegen wurden als Haustiere gehalten, dagegen fehlten Hunde merkwürdigerweise gänzlich.

Emin konnte in diesem blühenden Lande nach Herzenslust seine Sammlungen bereichern, waren hier doch die verschiedensten Lebewesen vertreten. Aus dem dunkeln Laub der Bäume leuchtete die lange weiße Mähne des prächtigen Guereza-Affen*) hervor, Paviane jagten bellend und kläffend in den Wipfeln umher, kleinere Affen, Eichhörnchen und mancherlei Klettertiere belebten Zweige und Aeste und schaukelten sich in den Ranken der herrlichen Schlingpflanzen, während unten auf dem Boden schillernde Eidechsen dahinhuschten und ringelnde Schlangen zischend mit erhobenem Kopfe den störenden Eindringling bedrohten. In den Höhlungen und Löchern des Bodens lagerten mächtige Wildschweine, im Walde deutete lautes Knurren die Gegenwart eines Leoparden an oder es ertönte plötzlich das markerschütternde Gebrüll des Königs der Tiere, vor dem die auf den offenen Stellen sich zahlreich umhertummelnden Antilopen und Zebras erschreckt davonstürmten, im Laufe wetteifernd mit den flüchtigen Rennern, den Straußen, die hier auch nicht selten vorkamen. Dabei waren die Flüsse von Fischen und quakenden Fröschen belebt und die Untiefen und Sandbänke vollständig bedeckt von gräulichen Krokodilen, die träge und schläfrig in der Sonne lagen. Die Vogelwelt war ebenfalls sehr reich-

*) Guereza-Affe, Colobus Guereza, einer der schönsten aller Affen. Der Leib ist sammetschwarz, eine Stirnbinde, die Schläfengegend, Halsseiten, Kinn, Kehle, eine Mähne und die buschige Schwanzspitze dagegen vollständig weiß. Die Mähne hängt wie ein weißer Mantel zu beiden Seiten des schwarzen Körpers herab und gereicht zur hohen Zierde; die Haare sind seidenweich und sehr lang. Das Tier kommt südlich vom 13. Grad nördlicher Breite vor, es mißt mit Schwanz $1^1/_4$ Meter, der Schwanz allein $^3/_4$ Meter.

haltig vertreten. Prachtvolle blaue Eisvögel durchschwirrten die Luft an den Flußläufen, deren Ufer von Störchen, Reihern und Kronenkranichen besetzt waren, mannigfaltige Bienen- und Insektenfresser saßen auf den Zweigen der Bäume, aus deren Wipfeln große Kuckucke ihren Ruf ertönen ließen, unterbrochen von dem fleißigen Klopfen zahlreicher Spechte seltener Art. Bartvögel und Goldkuckucke ließen sich sehen, aus den Gebüschen tönte das Pfeifen und Zwitschern der kleinen Sänger, während oben in der Luft zierliche Falken ihre schönen Kreise zogen.

Nach kurzem Aufenthalt in diesem schönen Lande rief die Pflicht Emin weiter und er zog zur nächsten Station Loronio, im Lande des großen Chefs Latomé; unterwegs hatten die Reisenden einen fürchterlichen Gewittersturm auszuhalten, so daß sie stundenlang in Wasser waten mußten. Latomé, ein alter Mann mit sehr häßlichem Gesicht, empfing den Gouverneur und zeigte ihm sein Dorf, das auf kleinen Terrassen aufgebaut, sich hoch an den Berg hinzog; stark mit Pallisaden befestigt und mit Wachttürmen versehen, ist es mit seinen tausend mit Speer und Schild bewaffneten kriegstüchtigen Männern eines der mächtigsten Sitze des Landes. Nach einem zweitägigen Marsch gelangte Emin von Loronio nach Tarrángole, der Hauptstation der ägyptischen Regierung im Lattukalande, die schon vor 25 Jahren gegründet worden war. Die Lattukaleute, gegenwärtig unter dem alten Chef Maje, sind von schlanker, großer Figur mit schönen Augen, hoher Stirn und hübsch geformtem Mund mit guten Zähnen, obschon auch hier die unteren Schneidezähne ausgerissen worden, was neben mehreren Narben an den Augenwinkeln als Stammeszeichen gilt. Das Gesicht mit gerader Nase ist länglich, die Ohren, Füße und Hände sind groß; die Frauen sind abweichend von den Männern alle sehr häßlich. Die Lattuka sind eifrige Jäger; alle Tiere greifen sie mit dem Speer an, nicht selten büßen sie bei der Büffel- oder Leopardenjagd Gesundheit und Leben ein. Der Boden ist ganz vorzüglich und leicht zu bebauen, er trägt hauptsächlich Sorghumkorn, Tabak und Bataten, als Haustiere werden Rinder und Schafe gehalten. Sklavenhandel existiert hier nicht, denn die sehr kriegerischen Lattuka haben die arabischen Händler immer mit blutigen Köpfen zurückgewiesen, ja ganze Banden Danagla sind von ihnen vernichtet worden. Ihre Sprache ist, wie Emin feststellen konnte, von allen anderen am weißen Nil gesprochenen völlig verschieden, sie sind rings von Negerstämmen anderer Nationalität eingeschlossen.

Von Tarrángole aus ging der Marsch zuerst durch sandiges Land mit lichtem Wald; zahlreiche Wasserläufe, die ihr Wasser zum Chor*)

*) Chor, arabische Benennung für Erdrisse, Wasserschluchten und Bäche.

Kohs, dem Hauptflusse senden, wurden gekreuzt, an ihnen traten zuerst Dumpalmen*) auf, die weiterhin ganze Wälder bildeten. Die in großer Zahl sichtbaren Berge waren alle mit üppigem Waldwuchs bedeckt, sie zogen sich zur rechten Seite des Weges hin. Das ziemlich gut angebaute Land war noch vollständig unabhängig, daher alle passierten Dörfer von den Bewohnern verlassen, aber von den Höhen der Berge beobachteten einzelne Trupps Eingeborener sorgfältig den Marsch des weißen Reisenden. Bei den Dörfern standen in den Durrahfeldern überall große Thongefäße, die mit menschlichen Gebeinen angefüllt waren.

Nach Ueberschreitung des Chor Kohs wurde das Lattukaland verlassen, das Land der Schuli begann und nach kurzem Marsche, auf dem viele tiefe Chors passiert werden mußten, kam die Expedition am Fuße des Kelahügels in der Station Agaru an; vier Tage hatte die Reise von Tarrángole gedauert.

Agaru ist eine der am weitesten nach Südosten vorgeschobenen Stationen; es liegt ungefähr 4000 Fuß hoch und ist deshalb einer der gesundesten Aufenthaltsorte, ja es wird sogar seines gesunden Klimas wegen von Kranken aufgesucht. Der Hügel von Kela, an dem die Station liegt, ist bedeckt von Dörfern der Schulineger, die wie die Lattuka vorwiegend ein Jägervolk sind, jedoch auch zahlreiche Rinder- und Schafherden besitzen, da fruchtbares Weideland sich auf der teilweise bewaldeten Hochebene zur Genüge findet. Unter den Herdenbesitzern herrscht hier eine eigentümliche Sitte. Um nämlich die Rinder von einander unterscheiden zu können, werden die Ohren der Tiere mit mannigfachen Ausschnitten, Zustutzungen und Durchbohrungen versehen und zwar hat die Herde desselben Eigentümers genau die nämliche Ohrverzierung, wodurch ein Verwechseln unmöglich gemacht ist. In Agaru konnte Emin seine zoologischen Sammlungen wieder bereichern, besonders zahlreich waren kleine Vögel, die wegen der Reife des Getreides sich massenhaft in den Feldern angesammelt hatten.

Nach einem zweitägigen Marsche durch das Gebirge, auf welchem mehrere Dörfer passiert wurden, die sich der Regierung unterwarfen, gelangte Emin zur Station Fadibek, der Zentralstation des Schulilandes. Der Weg nach Fadibek ging teils durch gutbebaute Felder, in welche oft kahle Felsenpartien, die Ausläufer des Gebirges, hineinschnitten, teils durch lichte Akazienwälder, in denen massenhaft Körbe für die Bienen hingen, so daß die Honigernte hier eine ziemlich bedeutende sein mußte.

*) Dumpalme; Hyphaene thebaica, Dum- oder Lederpalme, ein 3—10 m hoher Baum mit faustgroßen Früchten, deren faserige Schale gegessen wird, während die Kerne zu Kränzen 2c. verarbeitet werden.

Dann kam der Zug auch durch gänzlich unbebaute Strecken, die aber keineswegs verwüstet waren, sondern eigens zu dem Zweck unbebaut liegen bleiben, um als Schonung für das zahlreiche Wild zu dienen. Die Station Fadibek selbst war, obgleich früher sehr bedeutend, von Gordon Pascha aufgegeben, aber in neuerer Zeit wieder errichtet, und mächtig im Emporblühen, denn die Erträge an Elfenbein waren ganz beträchtliche. Nachdem nach Erledigung der Geschäfte der Marsch wieder aufgenommen war, kam der Zug, über Hügel und große Grasflächen hinziehend, auf einem hohen Felshügel an, von dem aus Emin eine großartige Aussicht nach Osten und Südosten auf die blauen Berge hatte, die bis jetzt noch von keinem Europäer gesehen worden waren. Gewaltige Bergmassen, wohl 40 Gipfel wurden gezählt, erhoben sich in weiter Ferne gigantisch zum Himmel empor, leider konnten die Namen derselben nicht festgestellt werden, da sich die Angaben der Eingeborenen widersprachen. Auf dem weiteren Marsche gelang es Emin, die Namen mehrerer Bergmassen festzustellen. Durch Savannen und Wald, in dem die jetzt gerade reifen Trauben des wilden Weines den Leuten sehr mundeten, ging es weiter, viele Chors und Sümpfe, deren kaltes Wasser oft bis zur Brust reichte, wurden passiert, der Savannencharakter des Landes trat immer mehr hervor und bald breitete sich vor den Augen des Reisenden ein unabsehbares Grasmeer aus, das sich bis tief nach Süden hinein in die unbekannten Langoländer erstreckt. Am Anfang dieser großen Steppe liegt die südlichste Station Fadjulli. Hier waren Elfenbein und besonders Straußenfedern die Haupthandelsartikel, da die weiten Savannen von unzähligen Straußenherden bevölkert sind. Der Handel war aber zurückgegangen und Emin errichtete hier wie auch schon in anderen Stationen große Gehege, in denen Strauße gezüchtet werden sollten. Die Züchtung ist in jenen Ländern sehr einfach, die Strauße werden in großen Gehegen gehalten, in denen sie genügend Futter finden und wo sie sich auch genug bewegen können. Sind die kostbaren Federn vollständig ausgewachsen, so werden sie gerupft und gleich in den Handel gebracht, schon an Ort und Stelle werfen sie einen hohen Gewinn ab. Die Strauße vermehren sich in den Züchtereien ganz gut, außerdem werden auch in der Steppe Eier gesammelt, die man einfach in Korn- oder Sandhaufen legt, den heißen Sonnenstrahlen und der Wärme des Haufens das Ausbrüten überlassend; in einigen Wochen kommen die jungen Straußküchlein hervor.

Von Fadjulli nach Süden und Südosten liegen völlig unbekannte Länder, in ihrer Gesamtheit Langoländer genannt, von den Langos bewohnt. Das Land zerfällt in viele Distrikte, von mehreren derselben

wurden Lage und Namen von Emin aufgezeichnet. Wegen Mangels an Zeit konnte kein Vorstoß in dieses Land gemacht werden und nach Erledigung der geschäftlichen Angelegenheiten kehrte Emin auf demselben Wege wieder nach Fadibek zurück, um von hier aus die Station Laboré am Nil zu erreichen. Auf dem Wege dorthin wurde die kleine Station Faradjok, die zum Schutz der Verbindung zwischen Fadibek und Laboré angelegt war, besucht, der Weg führte fast ausschließlich durch Sorghumfelder. Rechts von der Straße türmte sich eine Bergmasse empor, die in ihrem höchsten Gipfel wohl 4000 Fuß hoch sein mochte und vielleicht der auf manchen Karten angegebene Madi-Pic war, weiter nach Norden und Südwesten wurden große Berge sichtbar, von denen der Djebel Okirri oder Mount Assul (Baker) am höchsten sich erhob.

Durch Grasland, dem bald struppiger und dorniger Buschwald folgte, unterbrochen von großen Schlammpfützen, die das Fortkommen sehr erschwerten, kam man zu der erst ganz kürzlich errichteten kleinen Station Obbo, die in einer Höhe von 3000 Fuß gelegen, als Schnittpunkt der Straßen nach Tarrángole, Fadibek und Laboré von großer Wichtigkeit war. Obbo liegt an der nördlichen Grenze des Schulilandes, nach Osten wohnen Lattuka, nach Norden Bari und nach Westen Madivölker. Das Land ist gut bebaut und die Bewohner sind friedlich, ebenso wie die Madileute, durch deren Gebiet der Weg am folgenden Tage weiterging. Nach allmählichem Abstieg vom Gebirge kam nach einigen Tagen der Nil in Sicht und nach Uebersetzung des Flusses kam die Expedition in der am Westufer gelegenen Hauptstation Laboré an. Außer der Kenntnis des Landes, Beaufsichtigung und Inspizierung der Stationen und Beamten hatte dieser Ausflug noch pekuniären Gewinn abgeworfen, denn Emin konnte 10 Zentner Elfenbein und 5—6 Pfund Straußenfedern, die er von den Negerfürsten als Geschenke erhalten hatte, an das Regierungsmagazin abliefern.

Nach einiger Zeit der Erholung unternahm Emin von Laboré aus noch mehrere Inspektionsreisen, von denen die bedeutendste über das schon vorher besuchte Fadibek nach Fatiko führte. Nach Uebersetzung des bei Laboré ungefähr 65 Meter breiten Bahr-el-Djebel ging der Marsch anfänglich durch Grasland rüstig bergan bis zum Madidorfe Keresi, wo das Nachtquartier aufgeschlagen wurde. Da hier in der Nacht vorher ein Mann von einem Leoparden getötet worden war, hatte Emin Gelegenheit, einem Begräbnis beizuwohnen. In eine $1^1/_2$ Meter tiefe Grube, die unmittelbar vor der Thür seiner Hütte gegraben war, wurde mit angezogenen Knieen und Armen der mit einem Felle bekleidete Tote hineingesetzt und mit Erde überschüttet, die festgestampft und oben mit

Steinplatten belegt wurde. Die ganze Zeremonie war wenig feierlich; obgleich die Frauen des Toten einige Thränen vergossen, waren sie doch kurz darauf wieder bei ihrer Arbeit, als sei nichts vorgefallen. Vor den Hütten lagen Massen von kleinen Gurken, „Urdzu“ genannt, neben Haufen Sycomorenfeigen*), deren Ernte gerade in vollem Gange war.

Am folgenden Tage führte der Weg immer in allmählichem Aufstieg durch Getreidefelder, Graswüsten und Wälder in ein völlig unbebautes Land, das aber desto mehr von Elefanten, Büffeln und sogar Löwen, wie zahlreiche Spuren bewiesen, bevölkert war. In einem Madidorfe wurde Nachtrast gehalten, dann ging es allmählich bergab zum Chor Assua, der wegen des fehlenden Regens in diesem Jahr nur einen sehr niedrigen Wasserstand hatte. Der Fluß war mit mannigfachen Steintrümmern und Sandbänken bedeckt, die Ufer zeigten nur spärliche Vegetation; am linken Ufer drangen aus großen Ritzen zwischen den Steinblöcken heiße, schwefelige Wasserdämpfe empor, und an dieser Stelle sprudelten mehrere heiße Quellen, die eine Temperatur von 59 Grad hatten und nach Bildung eines kurzen Bächleins sich in den Fluß ergossen, das Wasser desselben eine Strecke weit erwärmend. Den Quellen wird große Heilkraft zugeschrieben und die Neger bezeugen durch Ausstreuen von Korn und Mehl an denselben ihre Verehrung. Nach Fortsetzung des Marsches, der durch hohes Grasland rasch bergan führte, litten die Reisenden bei gänzlichem Wassermangel sehr vom Durste, auch war die Hitze (33 Grad im Schatten) eine fast unerträgliche geworden. Endlich kamen sie in dem gänzlich unbewohnten, aber von Raubtieren aller Art, die jede Nacht die Reisenden belästigten, reich besetzten Lande an eine Pfütze elenden, trüben, schlammigen Wassers, das trotz des widerlichen Aussehens und Geschmackes gierig von den durstgequälten Leuten getrunken wurde; am Abend wurde ein Schulidorf Fauto erreicht und bald waren die Hütten erbaut zum Nachtlager. Emin führte nämlich kein Zelt mit, weil er dies für sehr unbequem erkannt hatte, sondern wo geruht werden sollte, wurde aus Ruten und Zweigen, die in den Boden gesteckt, übereinander gebogen und zusammengebunden wurden, eine Hütte errichtet, die mit einem dichten Grasdach versehen, besseren Schutz gegen Wind und Wetter gewährte als ein Zelt. Materialien waren ja überall zu finden und der ganze Hüttenbau dauerte kaum eine Stunde. In dem Dorfe Fauto war jedes Schulihaus von einer Tabaksanpflanzung mit Einzäunung umgeben, an Getreide wurde hauptsächlich Sesam und

*) Sycomorenfeigen, die Früchte vom Ficus Sycomorus, Maulbeerfeigenbaum, Sycomore; sie sind sehr süß. Das Holz des Baumes, dessen Stamm eine ganz bedeutende Dicke erreicht, ist sehr fest, fast unverweslich.

Eleusinekorn, zur Bierbereitung Durrah gebaut nebst Flaschenkürbissen und anderen Früchten; Haustiere waren nicht vorhanden, wenn man nicht die Wanzen, von denen alle Hütten buchstäblich wimmelten, dazu rechnen will. Die Bewohner tragen den schon geschilderten, gebräuchlichen Schmuck der Schuli, in der durchstochenen Unterlippe paradiert ein Quarzkegel, ein Messingcylinder oder ein langer Strohhalm. Rote und weiße Glasperlen lieben sie sehr; Kaurimuscheln und Perlen werden ins Haar geflochten. Emin besuchte auch eine Schulischmiede; große mit Leder überzogene Thongefäße, auf deren Mitte sich zwei Stäbe befanden, die von einem Knaben auf- und abgezogen wurden, bildeten den Blasebalg, Ambos und Hammer waren große Steine und ein an der Spitze gespaltenes Holzstück stellte die Zange dar. Sonderbar waren die Begrüßungen und Ehrenbezeugungen. Der Häuptling des kleinen Dorfes bezeugte Emin seine Ergebenheit, indem er mehrmals die Hände desselben emporhob, dann sie umdrehte und mit vergnüglichem Grinsen die Innenfläche beleckte, welche er sodann mit der Hand abwischte. In jedem Dorfe sind große schräge Bänke aus Baumstämmen aufgestellt, die als Sammelpunkt der plaudernden und rauchenden Bewohner dienen, hier werden alle Neuigkeiten durchsprochen und durchklatscht; für die jungen Männer sind hohe Warten gebaut, von denen aus jeder Ankömmling schon in weiter Ferne beobachtet wird. Von Fauto aus wurde durch sehr hohes Gras, das die Kleider durchbohrte und bei jeder Berührung wie spitze Nadeln stach, der Weg zur Station Fadibek fortgesetzt, wo man am folgenden Tage ankam.

Nach Fadibek kam eine Einladung von dem Häuptling aller Schuli, dem augenblicklich kranken Rotschamma, der Emin bat, ihn zu besuchen, was dieser auch zu thun beschloß. Ueberall auf seinem Wege dahin wurde der Reisende von den freundlichen Schuli höflich begrüßt und nach einigen Tagen war Darf Biajo, der Hauptsitz Rotschammas, erreicht. Der alte Häuptling, der Emin schon kannte, begrüßte ihn sehr freundlich, gab ihm zahlreiche Geschenke an Proviant und Bier und empfing dafür Glasperlen, Kupfer und, was ihn am meisten erfreute, eine Flasche Absinth. In der Nähe des Dorfes, das malerisch auf einem Abhang liegt, entdeckte Emin eine bis dahin unbekannte Pflanze, die er Schilfpalme nennt. Nach und nach hatten sich eine große Menge Leute mit eigentümlich bemalten Gesichtern eingefunden, um den weißen Pascha anzustaunen. Trotz der Bitten des Chefs, zu bleiben, mußte Emin weiter ziehen und durch ein fruchtbares, schönes Land, das mit Gehöften und Dörfern übersät war, gelangte er nach zwei Tagen zur Station Fatiko, wo er längere Zeit verweilte.

Von Fatiko aus, das auf einem Hochplateau liegt, war vor kurzer Zeit die früher verlassene Station Fauwero wieder besetzt worden und der Gouverneur mußte auch diese inspizieren. Durch ein hügeliges Land, das von zahlreichen Schlammrinnen durchzogen war, führte der Weg; die Vegetation war nicht bedeutend, überall ungeheure Grasmassen, nur in der Nähe der Dörfer angebaute Felder. Plötzlich machte die Karawane Halt vor einem großen Papyrussumpf, der sehr schwer zu passieren war. Von einer Pflanze mußte zur andern gesprungen werden, bei jedem Fehltritt fiel man in brusttiefes Wasser und Schlamm, die Vossiagräser verursachten durch ihre feinen Haare ein unerträgliches Brennen und dabei sandte die Sonne Glühhitze auf die in Schlamm und Sumpf zappelnde Reisegesellschaft herab. Abwechselnd ging es nun einige Tage durch Sumpf und Graswälder, bis endlich der Nil, hier den Namen Somerset-Nil führend, wieder sichtbar wurde und die Wanderer nach Uebersetzung desselben zu der an seinem Ufer gelegenen Station Fauwera kamen.

Die Station liegt an einem großen schönen Walde und besitzt vorzüglichen Lehmboden, der gutes Korn, besonders Mais liefert, der Fluß sorgt im Ueberfluß für Fische und das Land ist reich an Vögeln und Wild, allerdings belästigen die ebenfalls sehr häufigen Hyänen und Leoparden vielfach die Ansiedler. In Fauwera residierte der Negerhäuptling Rionga, ein durch fortwährenden Bier- und Branntweingenuß stupider Geselle, der völlig unzuverlässig war. Aus diesem Grunde brach Emin auch bald wieder von Fauwora auf und wandte sich am Nil entlang nach Westen, um auf einem andern Wege nach Fatiko zurückzukehren. Schwer zu passierender Rohrwald wechselte ab mit wundervollem tropischem Urwald, den Emin hier in seiner ganzen Größe und Pracht bewundern konnte. Die Riesenstämme der Bananen und anderer Hochbäume waren bedeckt von einem undurchdringlichen Gewirr von Ranken und Schmarotzerpflanzen, auf dem Boden machte sich das wildeste und dichteste Gestrüpp breit und gestürzte Stämme, tiefe Löcher und Gruben erschwerten außer den Dornen und Ranken die Passage. Die Bewohner der Dörfer, welche angetroffen wurden, waren alle sehr freundlich und bewirteten die Träger reichlich, so daß oft in gehobener Stimmung unter Lachen und Scherzen der Marsch vor sich ging.

In Panjatoli, dem Hauptsitz des mächtigen Negerhäuptlings Anfina wurde der Gouverneur von den festlich gekleideten Bewohnern unter dem Krachen der Flintenschüsse empfangen, Anfina selbst, in englische Flanellkleider gehüllt, geleitete ihn zu einer großen Hütte, die besonders für ihn hergerichtet war. Eine große Menge Gastgeschenke, bestehend aus Hühnern, Eiern, Korn, Mehl, einer Kuh, sechs Elefantenzähnen nebst einer

Menge Bananenbier für das Gefolge wurde sofort überreicht, der Empfang war überhaupt großartig. Anfina zeigte sich in jeder Beziehung als ein für Negerverhältnisse hochgebildeter und zuvorkommender Mann, er ist der Zivilisation zugänglich gewesen, kleidete sich immer in Stoffe, benutzte zum Essen Schüssel und Teller, zum Trinken Gläser und besaß Ankarebs*), Stühle, Löffel u. s. w., er war also mit einem Wort der kultivierteste Häuptling, den Emin bis jetzt kennen gelernt. Er stammt ebenso wie Kabrega und Mtesa, die großen Häuptlinge von Unyoro und Uganda, die mit ihm verwandt sind, von dem hier eingewanderten Hirtenstamme der Wahuma ab, die sich durch auffallend helle Hautfarbe auszeichnen.

Am Abend der Ankunft des Gouverneurs begannen die Festlichkeiten zu Ehren des Gastes. Die großen Trommeln, die Noggaras, erdröhnten und riefen alles zu Spiel und Tanz. Die Leute versammelten sich zu einem großen Kreise, ein einzelner tanzender Mann trat in denselben und sang unter lebhaftem Gebärdenspiel irgend eine improvisierte Geschichte, gewöhnlich Nachahmungen des Wesens eines andern Mannes. So äffte zum Beispiel ein Sänger sehr geschickt und amüsant die Sprache und das Gebahren Emins nach, er fragte wie dieser nach den Namen von Bergen, Flüssen und Dörfern, ahmte das Vermessen des Landes, das Einstellen der Instrumente nach, seine selbstgestellten Fragen beantwortete er auch selbst, die Antwort wurde dann von dem ganzen Chorus unter Gelächter und Händeklatschen oftmals wiederholt. Auf diese Weise amüsierten sich die Wawitu, die Bewohner dieses Distriktes, bis tief in die Nacht hinein. Unter der Volksmenge fielen besonders viele Witschwesi auf, das sind Zauberinnen, die in dunkelfarbige Rindenstoffe gehüllt, ihren Körper, besonders den Kopf, mit allerlei möglichen Fellen und Zierraten behängen, um ein sonderbares und unheimliches Aussehen zu haben, denn als Zauberinnen haben sie Gewalt über die bösen Geister und sind deshalb sehr angesehen und gefürchtet. Dieses ihr Ansehen suchen sie noch durch absonderliches Wesen zu verstärken, so grunzte z. B. eine von ihnen alle Augenblicke, eine andere sprach nur in den höchsten Fisteltönen, wieder andere schwatzten die närrischsten Dinge und gebärdeten sich auf die sonderbarste Art und Weise. Diese Witschwesi finden sich in allen südlichen Negerdistrikten, sie sind gewissermaßen die Zigeuner des Innern Afrikas. Die um Panjatoli wohnenden Wawitu tragen als Kleidung Rindenstoffe, welche sie selbst aus den Ficusbäumen bereiten,

*) Ankareb, arabischer Name für die im Sudan gebräuchlichen, mit Lederriemen überspannten rohen Bettstellen.

der Stoff ist aber nicht so fein, als der in Uganda hergestellte. Angebaut sind hauptsächlich Bananen, Eleusinekorn und guter Tabak, der aber beim Trocknen nicht sachgemäß behandelt wird, hierzu kommen noch Bataten, Kürbisse, Jams, Colokasien*) und mancherlei Hülsenfrüchte. Als Haustiere sind besonders Schafe und Ziegen zu finden, während Rinder sehr selten sind, fast nur im Besitze des Chefs; kleine Haushühner, ledergelbe Jagdhunde und gezähmte Wildkatzen sind ebenfalls häufig. Sehr ergiebig ist der Fischfang, während die Jagd nicht so bedeutend ist, da in den hohen Graswäldern kein Wild zu bekommen ist, erst nach Abbrennen des Grases, das alljährlich zu gewissen Zeiten geschieht, kann mit Erfolg gejagt werden; Elefanten sind sehr zahlreich.

Trotz der Bitten Anfinas, noch zu verweilen, mußte Emin bald weiterreisen; nach einem vierstündigen Marsch wurde der Nil erreicht und in mehreren Booten, die hier zur Ueberfahrt lagen, überschritten; auf dem jenseitigen Ufer wurde in einem Dorfe Halt gemacht und von allen Seiten strömten die Bewohner, Langoleute, herbei, um einen weißen Mann, den sie noch nie gesehen, anzustaunen; als sie die mit Gamaschen bekleideten Füße Emins sahen, nannten sie ihn den Mann mit den Elefantenbeinen. Am andern Tage stand ein schwerer Marsch bevor. Durch dichten hohen Graswald, der von Tau triefte, mußte sich die Karawane, Emin an der Spitze, einen Weg durchbrechen, Grashalme, Dornen und Stacheln drangen in Augen und Ohren, alles wurde triefend naß und die Leute zitterten bei 17 Grad Celsius vor Kälte; jedermann frohlockte, als dieses schreckliche Grasmeer passiert war und es nun auf besserem Wege Fatiko zuging, das nach einigen Tagen erreicht wurde.

Von Fatiko aus kehrte Emin nach der Station Ladó zurück; überall traten schon die Fortschritte seiner Verwaltung hervor. Er hatte mit den Häuptlingen des Südens Verträge abgeschlossen wegen Elfenbeinlieferungen; er selbst brachte viel Elfenbein mit von den letzten Reisen; er hatte die Stationen kennen gelernt, Streitigkeiten, welche die Stämme untereinander hatten, geschlichtet und obendrein eine Menge geographischer Aufzeichnungen und naturwissenschaftlicher Objekte von hohem Werte gesammelt, die er mit der nächsten Gelegenheit nach Europa sandte. Auf den Stationen war alles in gutem Zustande, seine Streitmacht war zuverlässiger und größer geworden, er besaß 1600 Soldaten, von denen nur noch 200 Irreguläre waren.

---

*) Colocasien, Colocasia esculenta, wird wegen des eßbaren, mehligen, knolligen Wurzelstocks angebaut.

Die Länder im Westen des weißen Nil.

Kapitel VII.

Die Länder im Westen des weißen Nil.

Nur kurze Zeit, soviel als unumgänglich nötig war, um die laufenden Verwaltungsgeschäfte abzuwickeln, blieb Emin-Bey in seiner Hauptstation Ladó, schon im Herbst 1881 war er gerüstet zu einer neuen Reise, die ihn diesmal mit den westlich vom oberen Nil gelegenen Ländern bekannt machen sollte. Mit seinem Gefolge, das aus Soldaten, Danagla, Agahr und Niambaraleuten bestand, brach Emin von Ladó auf, zunächst nach Norden, dann nach Südwest sich wendend.

Das Bariland, welches passiert wurde, war wüst und leer, Sklavenjagden hatten der Gegend den Stempel der schrecklichen Verwüstung aufgedrückt. Auf der alten Straße nach Makraka wurde bald der Bach der Achtzig erreicht, so genannt, weil hier 80 Dongolaner Sklavenhändler von den erbitterten Niambaraleuten erschlagen worden waren. Das Land war mit hohem Graswuchse bedeckt, aus dem hier und da Gruppen von Akazien heraustraten und zahlreiche rotbraune Termitenbaue hervorragten. Mehrere Chors und ein tiefer Sumpf wurden überschritten und erst im Dorfe Djubba, dem Chef Tombé gehörig, längere Rast gehalten, da hier mit den Trägern gewechselt werden mußte. Das Dorf Djubba, besteht aus ungefähr 120 Hütten; sie alle haben einen etwa einen Meter hohen kreisrunden Unterbau, auf dem ein hohes konisches Dach aus Gras aufgebaut ist; der Eingang der Hütte niedrig, das Innere ist dunkel und ungeteilt.

Die Frauen haben mit ihren Kindern separate Häuser für sich. Angepflanzt waren Eleusine, Pennicillaria*), Hybiscus**), Tabak und

---

*) Pennicillaria; Penicillaria spicata, schwarzer Mais, schwarze Hirse; in manchen Gegenden Afrikas sind die mehlreichen, hirseähnlichen, glänzendbraunen Samen das Hauptnahrungsmittel der Neger.

**) Hybiscus, ein krautartiges Gewächs, viel als Gemüse gebraucht.

Kürbisse; Hühner waren häufig, während die einst blühende Viehzucht durch die unsinnigen Räubereien und Diebstähle fast völlig vernichtet war. Die Bewohner sind Niambara, den Bari verwandt, Leute von gedrungener Gestalt mit rundem Kopf und schocoladebrauner bis schwarzer Hautfarbe; Sitten und Gebräuche gleichen denen der Bari. Die Männer tragen Halsketten aus Zähnen und Glasperlen, Arm- und Fußringe aus Eisen und Kupfer, ebenso die Frauen, die alle ein dolchartiges Messer, das nie abgelegt wird, im Gürtel tragen.

Chef Tombé arrangierte am Abend einen großen Tanz, zu dem die Einladung durch die große Trommel dröhnend in das Land hinaus gerufen wurde. Von allen Seiten strömte das tanzlustige Volk herbei, es wurden zwei Reihen gebildet, die innere aus Frauen, die äußere aus Männern bestehend, jeder Teilnehmer war mit einer Klapper aus zwei Holzstäben versehen. Die große Pauke wurde geschlagen, die Stäbe klapperten und unter Chorgesang marschierten die beiden Reihen um die Pauke herum. Bald ertönte die Pauke in schnellerem Tempo, einzelne Männer sprangen hoch auf, krähten und machten allerhand Kapriolen, die Frauen beteiligten sich bald und in kurzer Zeit entwickelte sich ein sinnverwirrender rasender Tanz, der begleitet wurde von dem Geklapper der Stöcke, dem lauten Geschrei der Tanzenden und den immer wilder werdenden Schlägen der großen Trommel. Ein wirbelnder Rundtanz um die Pauke machte den Haupt- und Schlußeffekt des Tanzes aus, der bei dem roten Licht der Fackeln, das sich auf den glänzenden, schwarzen Körpern und in den blitzenden Augen widerspiegelte, auf den Zuschauer den Eindruck einer wilden, rasenden, ihrer Sinne beraubten Bande von Teufeln machte. Es ist wunderbar, daß die Leute, die doch den ganzen Tag hart arbeiten, die Anstrengungen dieses Tanzes aushalten, ja selbst kleine Kinder von 5—6 Jahren beteiligten sich von Anfang bis zu Ende daran und für diese mögen derlei Leibesübungen viel zu ihrem kräftigen Wachsen und Gedeihen beitragen.

Am andern Morgen ging es schon zeitig weiter und bald lag das Niambaraland hinter den Reisenden, die durch ein ziemlich gut kultiviertes Gebiet weiterzogen, in dem aber alle Dörfer und Hütten von den Bewohnern, wohl infolge früherer schlechter Behandlung, verlassen waren; alles flüchtete in den Wald, um nach Vorbeimarsch des Zuges wieder zu der verlassenen Beschäftigung zurückzukehren; auffallend in diesem Land war die große Zahl der Honigkuckucke. Mehrere Grassteppen und Chors wurden durchschritten, bis man nach ermüdendem Marsch in Morlabba, Chef Dohlis Dorf, ankam, das ungefähr 600 Bewohner zählte. Die mittelgroßen dunkelgefärbten Leute gehören zum Kederustamme, der

sich durch Sprache und Sitten von allen umliegenden Negerstämmen wesentlich unterscheidet. Die Haare werden voll getragen, reichlich mit Oel und Ocker eingerieben und mit den verschiedensten Zieraten durchflochten; der Schmuck ist der bei allen Negern übliche; die untersetzten Frauen zeichnen sich durch große Korpulenz aus. Fleißig wurde hier den Bierkrügen zugesprochen, so daß Emin nur mit Mühe frühmorgens seine Träger zum Marschieren bringen konnte. Durch Gras- und Steppenwälder führte der Weg, in den durch Elefanten zahlreiche Löcher, über die man leicht fiel, eingetreten waren, dann ging es lange Zeit bergan bis zum Berge Djebel Paja, von da senkte sich das Land rasch bis zu Chef Kangos Dorf Biti, dem Hauptort des gesamten Distriktes, wo Emin dringender Geschäfte halber einige Zeit verweilen mußte.

Das Dorf Biti enthielt etwa 250—300 kleine glockenförmige Hütten, die durch eine viereckige Thür oder richtiger durch einen Deckel von außen oder innen dicht geschlossen wurden; zwischen den Hütten standen die Kornmagazine, sehr große, halbkugelige, mit Lehm gedichtete Körbe auf circa ein Meter hohen Gestellen. Weiße Durrah, Jams, Kürbisse, Tabak und andere Pflanzen wurden kultiviert; kleine Hühner und ledergelbe, halbwilde Hunde waren die einzigen Haustiere, von dem früheren Viehreichtum war keine Spur mehr vorhanden, denn eine schreckliche Mißwirtschaft hatte hier platzgegriffen. Schon in dem Aeußern des Dorfes war dies bemerkbar, denn es herrschte in demselben ein entsetzlicher Schmutz und große Unordnung, nur die zwischen den Hütten stehenden Gräber, kleine mit Steinpyramiden gekrönte Hügel, die mit einer Einfriedigung versehen waren, zeigten geringe Pflege, alles andere war verwahrlost. Und was war der Grund dieser Unordnung? Das Dorf liegt nur zwei Stunden von Amadi, der großen Danagla-Station, entfernt, die bisher zur Bahr-el-Ghasal Provinz gehört hatte und jetzt erst unter die Botmäßigkeit Emins gestellt worden war; die benachbarte arabische Mißwirtschaft hatte also auch in Biti platzgegriffen, und Emin hatte vollauf zu thun, um mit diesem Gesindel aufzuräumen. 40 Danagla waren in dem Distrikte von der Regierung angestellt, außerdem waren aber noch 96 Danagla vorhanden, von denen 27 gar keine Beschäftigung hatten, dann waren noch 319 Dragomane da, die zu Räubereien und Sklavenjagden benutzt wurden, lauter nichtsnutziges Gesindel, das auf Kosten der Bevölkerung lebte und die mit ihren Frauen und Kindern die enorme Zahl von 3000 erreichten. Man kann sich vorstellen, wie diese Nichtsthuer, welche die Macht in Händen hatten, das arme Volk bedrückten und das Land ausraubten, es war daher nur zu natürlich, daß das ganze Land verwilderte und verwahrloste. Der Gouverneur jagte nun alle die, welche ohne

Beschäftigung waren, zum Lande hinaus, diejenigen, die Ackerbau treiben wollten, wurden zu einer jährlichen Abgabe verpflichtet und ihnen bedeutet, daß sie bei der ersten Klage der Neger über schlechte Behandlung das Land verlassen müßten; dasselbe galt für die Gewerbetreibenden. Ein Fakih trat als Schullehrer in den Dienst der Regierung, die übrigen, es waren sieben, wurden nach Chartum geschickt, ein Offizier und 50 Soldaten wurden in der Station zurückgelassen, um Ruhe und Ordnung auch in diesem Distrikt wieder herzustellen. Eine große Anzahl geraubter Sklaven wurden von Emin befreit und in ihre Heimat zurückgeschickt, es waren mehrere Hundert; in dem Dorfe entwickelte sich daher ein lebhaftes Treiben. Unter den zusammengeströmten Leuten fiel besonders ein Zwerg Assika auf, der zu dem Jägervolke der Akka gehörte. Die Akka, ein Volk ohne feste Wohnsitze, ziehen nach Art unserer Zigeuner von Land zu Land; für die Nacht bauen sie sich leichte Hütten; von den Chefs des nächsten Dorfes werden ihnen Früchte und Korn geliefert, wofür sie Felle, Federn und andere Teile der von ihnen erlegten Tiere austauschen. Sie sind ein äußerst rachsüchtiges und gefährliches Volk, aber ungemein geschickte Jäger. Eines Morgens wurde Emin ein etwa 25 Jahre alter Akka zugeführt, der sich im Dache einer Hütte verborgen hatte und kaum von zwei Männern gehalten werden konnte. Es war ein 1,24 Meter hoher Bursche von dunkler rot durchschimmernder Hautfarbe, prognathem Gesicht und Hängebauch, aber äußerst behende und flink. Er war wie alle Akka am ganzen Körper von einem dichten filzigen Haarwuchse bekleidet und die Haut war an den Augenwinkeln vielfach gefalten, was ihm ein sehr altes Aussehen verlieh. Unangenehm und kaum zu ertragen war der starke Schweißgeruch, den ja fast alle Neger, die Akka und Niamniam aber in besonders hohem Grade, von sich ausdünsten.

Nach Erledigung der Geschäfte brach der Gouverneur von Biti auf; zuerst kam er durch Buschwald, der mit Felspartien, aus Gneis und Glimmer bestehend, in denen zahlreiche Felsenhühner lebten, abwechselte; dann wurde der Graswald der Steppe vorherrschender, hier und da ragten einige Bergkuppen aus dem Steppenwalde hervor und auf einer der größten, dem Djebel Jere, wurde das Nachtlager aufgeschlagen. Djebel Jere hat zahlreiche große Höhlen, in welchen die Bewohner in früheren Jahren den arabischen Eindringlingen lange erfolgreich Widerstand geleistet hatten. Auf dem Weitermarsche am anderen Tage zeigten sich bald Sorghum- und Pennicillariafelder, in denen Tausende von Weberfinken sich herumtrieben; nach einigen Stunden wurde die Station Busi erreicht, die an einem Flusse mit sehr steilen und hohen Lehmufern liegt.

Das ganze Dorf ist merkwürdigerweise auf Pfählen erbaut, obgleich dafür kein Grund zu finden war, denn Termiten sind selten und der Boden ist durchaus nicht sumpfig. Inmitten einer Bambuseinzäunung von ungefähr 10 Fuß Höhe ist auf mehr als 300 über mannshohen Pfählen eine Plattform aus Holz und Reisern erbaut, die mit Thon und Kuhdung zu einer glatten Fläche gestrichen ist; sie hat bei einer Länge von 80 Fuß eine etwas größere Breite. In der Mitte der Plattform befindet sich ein viereckiger Ausschnitt, von welchen Leitern in den Raum zwischen den Pfählen herabführen, wo die Küche, die Vorratskammern und die Schlafstellen der Diener liegen. Die Plattform ist durch eine Rohrwand in eine innere und äußere Abteilung geteilt, in der letzteren stehen zwei große Hütten von 15 Fuß Durchmesser, aus 3 Fuß hohen Lehmwänden, die mit spitzem Kegeldach versehen sind, hergestellt; sie dienen dem Hausherrn als Wohnstätten, während die innere Abteilung sechs kleinere Hütten für die Frauen aufweist. Der ganze Bau ist von einem kleinen Garten, in dem Mais, Bananen, Zwiebeln und Bohnen gezogen werden, umgeben und bildet so eins der Gehöfte, aus denen sich das ganze, sehr schmutzige Dorf zusammensetzte. In dem Dorfe war alles verwahrlost, selbst die Bambusumfriedigung sehr schadhaft, trotzdem die hier häufigen Leoparden die Leute aus den Häusern holten, wie es zufällig bei Emins Anwesenheit einmal vorkam. In Busi konnte der Gouverneur in drei Tagen 180 Sklaven befreien und nach ihrer Heimat schicken und fortwährend liefen noch Klagen der mißhandelten Bevölkerung ein; die Beamten der Station unterstützten den Gouverneur bei seiner Aufräumungsarbeit sehr wenig, zu faul und zu bequem paßte ihnen die frühere Unordnung gerade. In geradezu fürchterlicher Weise hatten die Danagla in dem Nachbardistrikt Kubbi, dessen Chef zwei Jahre lang am Bahr-el-Ghasal gefangen gehalten war, während dieser Zeit gehaust; in Massen hatten sie die Bewohner überfallen und zu Sklaven gemacht, Kinder den Eltern weggestohlen, um sie für eine Flasche Branntwein zu verkaufen, sodaß bald die Zahl der von Emin befreiten Personen auf 250 stieg. Die Frau des gefangenen Chefs Gambari, der auf Emins Veranlassung wieder in Freiheit gesetzt worden war, kam nun zu ihm, um ihren Dank abzustatten; sie war von voller mittlerer Figur mit ansprechendem Gesicht und hübschen Händen. Ihr Haar war zu einer Menge Locken und Löckchen aufgebauscht, als einzige Verzierung trug sie im rechten Nasenflügel einen blank polierten Eisennagel mit breitem Kopf; sie unterhielt sich ganz angemessen mit Emin.

Auf dem Weitermarsch wurde der 80 m breite Fluß, dessen Wasser bis zur Brust reichte, durchwatet, vereinzelte Gehöfte kamen in Sicht und



In dem Neger-Pfahlbaudorf Busi: Die Frau des Chefs Gambari bedankt sich bei Emin für die Befreiung aus der Sklaverei.

das Dorf des Chefs Atoti wurde passiert, aber nicht Halt gemacht, da kein Wasser vorhanden war. In liebenswürdiger Weise stellte Atoti seinen Musiker zur Verfügung, unter dessen Musikbegleitung es weiter ging. Der junge Mann blies auf einem langen, aus Kürbissen zusammen-

gesetzten Horn, durch Vergrößerung oder Verkleinerung des Schallochs erzielte er die verschiedensten Brülltöne, was auf gute Lungen schließen ließ, denn er trompetete den ganzen Weg entlang. Die immer steiniger werdende Steppe beherbergte in Menge eine kleine Fliege, Elefantenfliege genannt, die den Reisenden viele Qualen verursachte, da sie sich mit seltener Hartnäckigkeit in den Nasenlöchern und Augenwinkeln festzusetzen suchte. Der Weg hielt sich immer in der Nähe des Flusses Halo, von den Dinka Gehl genannt; er wurde nicht aus dem Gesicht verloren und nach nicht langer Zeit waren die Katarakte des Halo, die früher schon von Dr. Junker und Schweinfurth besucht worden waren, erreicht. Der Fluß teilt sich hier in drei Arme und stürzt brausend über Felsmassen dahin; ungeheurer Fischreichtum birgt sich in ihm, seine Ufer sind deshalb immer von fleißigen Fischern besetzt, die nur ihre Netze einzutauchen brauchen, um sie gleich darauf gefüllt empor zu ziehen. Das ziemlich fruchtbare Land wird von den Lehssi bewohnt, häßliche Menschen, besonders die Frauen, welche breite Holzplatten oder große Quarzkegel in den Lippen tragen. Nach mehrtägigem Marsch, auf dem viele verbrannte Dörfer an die Herrschaft der Araber erinnerten, gelangte Emin in das Gebiet der Dinkastämme, und zwar der Agahr, wo die Hauptstation Ajak liegt, in welchem der Gouverneur bei seiner Ankunft nicht gerade zur freudigen Ueberraschung von ungefähr 200 Danagla begrüßt wurde. Ajak, nach seinem Chef, einem schurkischen Danagla, auch Dufalla oder Dufá' allah genannt, ist der Mittelpunkt des ganzen Distriktes, da es zwischen Schambé, Rumbehk und Amadi in der Mitte liegt. Die Umgebung der Station war der Araberwirtschaft entsprechend eine traurige, der Ort selbst bestand aus einem Gewirr von Hütten, die von dem Abschaum der Menschheit, von Berbern, Dongolanern u. s. w. bewohnt wurden. Sie hatten sich mit einem Troß Frauen und Sklaven umgeben und verbrachten auf Kosten der Bevölkerung ein faules und träges Dasein; ihre Gesamtzahl betrug mit den Sklaven 1500 Personen. Hier in Ajak erhielt Emin einen hübschen Wüstenluchs und noch mehrere andere seltene Tiere. Nach Erledigung seiner oft widerwärtigen Amtsgeschäfte ging es weiter; der Fluß und mehrere Sümpfe, in denen die Leute sehr arg von den Mosquitos zu leiden hatten, wurden durchschritten, die Gegend wurde dann wieder bebauter, viele Dörfer wurden passiert, bis der Hauptsitz der Danagla, die Station Rumbehk, erreicht wurde.

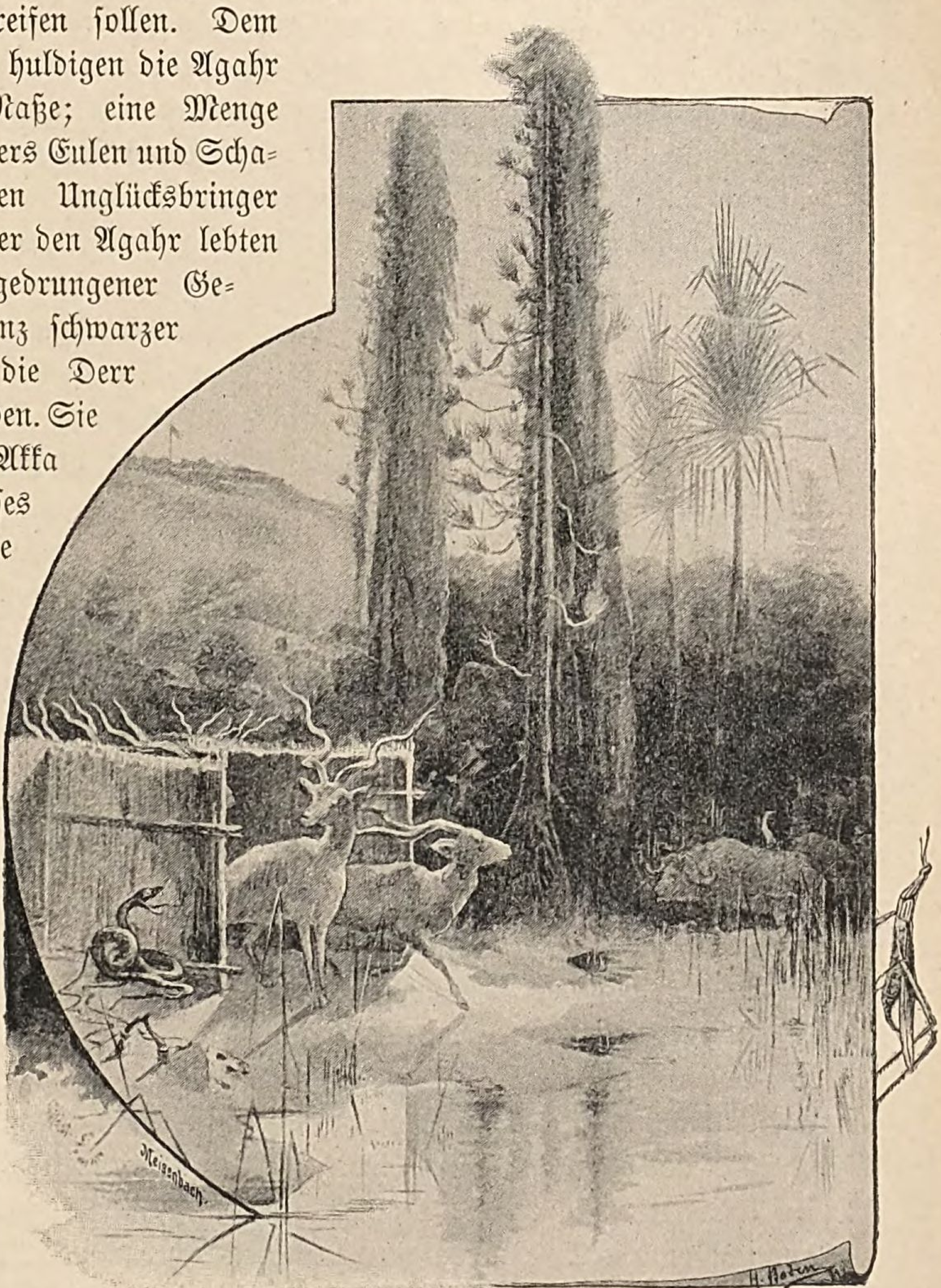
Rumbehk, der Hauptsitz des Rohldistriktes, wurde von Alfonse de Malzac, einem früheren französischen Botschaftsattachée und später sehr berüchtigten Sklavenhändler, begründet, nach Malzacs Tode kaufte es der Siebenbürge Binder, darnach kam es in den Besitz einiger Araber und

schließlich an die egyptische Regierung. Als Stapelplatz für Elfenbein und als Durchgangspunkt für die nach den südwestlich gelegenen Ländern gehenden Karawanen hat Rumbehk große Bedeutung, trotzdem seine Lage, weil weit vom Wasser, eine ungünstige ist. Die Häuser des Ortes stehen auf Plattformen regellos durcheinander, die Straßen der Station starrten vor Schmutz und überall befanden sich tiefe Gruben und Löcher, aus denen der zum Hausbau nötige Thon gewonnen worden war, und die nun überall die Straßen beinahe unpassierbar machten. Ueber 500 Sklaven, von denen allein 41 dem braven Danagla-Chef gehörten, wurden in Freiheit gesetzt und nach Hause geschickt.

Ein sonderbares Volk sind die um Rumbehk wohnenden Agahr, die zum Dinkastamme gehören. Die Männer gehen nackt, als Schmuck tragen sie kleine Schürzen aus bunten Fellen und Kopfbedeckungen aus Wolle, Straußenfedern oder Stroh, die Arme sind mit Elfenbein- oder Eisenringen geziert. Als Waffen trägt jeder Agahr 2—3 lange breitblattige Lanzen, eine schwere Keule und einen Schild aus Büffelhaut. Die Frauen sind in große mit Perlen verzierte Fellschürzen gekleidet; als Stammeszeichen gelten neben den fehlenden unteren Schneidezähnen vier quer über die Stirne laufende Narben. Der Viehstand ist trotz der Danagla-Räubereien noch ein sehr großer, Abgaben und Strafen werden daher in Rindern bezahlt. Will ein Agahr heiraten, so spricht er zunächst mit dem Vater seiner Auserwählten, der mit den Verwandten den Preis für das Mädchen festsetzt. Ist der Handel einig, der Preis, welcher gewöhnlich 40 Rinder beträgt, bezahlt, so holen die männlichen Verwandten des Bräutigams, festlich geschmückt, unter Tanz und Gesang die Braut aus dem Vaterhause ab und führen sie dem Bräutigam zu, der seinerseits zu dem jetzt stattfindenden Schmause einen Ochsen und das nötige Getränk spendet. Am nächsten Tage ist das Fest im Hause des Brautvaters, der gewöhnlich großmütig einen Teil des Heiratspreises an das junge Paar für den Haushalt zurückgiebt. Strafen werden ebenfalls in Rindern geleistet; der Mord eines Mannes wird durch 30, der einer Frau durch 40 Rinder gesühnt. Stirbt ein Mann, so rasieren sich die Angehörigen als Zeichen der Trauer den Kopf, der Tote wird gewaschen, rasiert, eingefettet und zusammengekauert in eine kreisförmige Grube gesetzt, eine Rindshaut über ihn gebreitet und dann die Grube mit Erde ausgefüllt; war es ein reicher Mann, so wird ein Ochse geschlachtet und verspeist.

Die Agahr sind ein höfliches Volk, immer zu Komplimenten bereit, von großer Enthaltsamkeit und, was bei einem Negerstamme viel sagen will, sehr sauber, nicht nur ihre Hütten, sondern auch die Straßen der Dörfer sind reinlich und nett. Eigentümlicherweise leben in den Hütten

der Agahr viele Schlangen, große und kleine, die mit den Hausbewohnern auf ganz vertrautem Fuße stehen, von den Frauen mit Fett eingerieben und gefüttert werden, wofür sie sich nie an dem Besitztum ihres Wohlthäters vergreifen sollen. Dem Aberglauben huldigen die Agahr in hohem Maße; eine Menge Tiere, besonders Eulen und Schakale, bedeuten Unglücksbringer für sie. Unter den Agahr lebten Leute von gedrungener Gestalt und ganz schwarzer Hautfarbe, die Derr genannt wurden. Sie sind wie die Akka ein besitzloses Jägervolk, die von einem Ort zum andern ziehen. Auf sonderbare Art bemächtigen sie sich des Wildes. Die Wassertümpel, zu denen das Wild zur Tränke geht, werden von dichten Dornhecken umgeben, die nur an einer Stelle einen schmalen Durchgang haben. Am Ende dieses Durchgangs nahe am Wasser wird eine äußerst giftige Schlange befestigt, so daß das passierende Wild von der Giftschlange gebissen und getötet werden muß; oft erbeutet ein Jäger auf diese Weise an einem Tage 2—3 Antilopen.



Das Töten des Wilds durch giftige Schlangen.

Von Rumbehk aus benutzte Emin wegen der großen Tageshitze häufig die klaren Nächte zu seiner Rückreise; obgleich die Nachtmärsche weniger anstrengend sind, bergen sie eine große Gefahr in sich, da sie fast immer Fieber im Gefolge haben, daher der Reisende sich sehr vorsehen muß. Zunächst ging es durch das Gebiet der Gohk, die, ebenfalls zum Dinkastamme gehörend, ein tüchtiges und tapferes Kriegsvolk sind. Das Land ist überall gut bebaut, in den Wäldern stehen prächtige Butterbäume, die eine Menge gutes Fett liefern. Sporenflügler, Senegalelstern, Finken und an den Chorrändern und Sümpfen belebten Kronenkraniche, Marabutstörche und Schwimmvögel die Gegend, in welcher überall zerstreut kleine, von wenigen Danagla bewohnte Seriben lagen, in denen Rast gehalten wurde. Bald war das Gebiet des Kohlflusses erreicht, dessen Ueberschreiten der Tiefe des Wassers und der zahlreichen Krokodile wegen nicht ungefährlich war. Bewohner des Landes sind die Behli, die in kleinen Hütten wohnen, welche aber nicht auf Pfählen stehen. Die Männer haben die Oberlippe durchbohrt, die Frauen auch die Unterlippe, sie tragen darin als Schmuck große Quarzkegel, Holzstücke u. a., während die Haare mit zahlreichen Eisenplatten durchflochten werden. Am Eingange der Dörfer stehen zugespitzte Pfähle, die Büffelgehörne oder Schädel tragen, denn sobald nämlich ein junger Mann einen Büffel, Elefanten oder Bären getötet hat, findet großer Tanz statt, auf welchem der Jäger sich seiner Stärke rühmt, dann wird ein Pfahl geschnitzt, die betreffende Trophäe auf ihm befestigt und am Eingang des Dorfes aufgestellt, damit jeder Ankömmling nach dem Namen des tapferen Jägers frage.

Ein eigentümlicher Brauch wurde bei den Behli beobachtet. Wenn in einem Dorfe übernachtet wurde, versammelten sich die Bewohner auf einem großen Platz, die Träger Emins, ebenfalls Behlileute, schlossen einen Kreis um die Bewohnerschaft und alle stimmten einen gemeinschaftlichen Chorgesang an. Plötzlich sprang ein Dorfbewohner auf und wandte sich in längerer Rede an die Träger, die mit allerlei Schimpfnamen und Reden, mit derben Späßen vermischt, beehrt wurden, dabei klapperten die Stöcke und trillerten die Frauen. Alles lachte über die Späße und wenn der Schimpfredner müde war, trat plötzlich einer der Träger vor, der sich nun seinerseits abmühte, die Bewohnerschaft des Dorfes in möglichst schlechtes Licht zu stellen und sie mit den ärgsten Schimpfreden geradezu überschüttete, zur andauernden Heiterkeit beider Parteien. Die Schimpfreden und der Gesang gingen bis tief in die Nacht hinein fort, sobald die eine Partei müde wurde, nahm die andere das Wortgefecht auf. Es giebt im Behlilande sogar bestimmte Plätze, wo die Bewohner zweier

Dörfer zu gewissen Zeiten zusammenkommen, um sich zur großen Belustigung aller Beteiligten in Schimpfreden zu überbieten.

Hier im Behlilande, in einer Gegend, wo die Graswälder wieder zahlreicher geworden, schwebte Emin in großer Gefahr. Einer seiner Leute hatte nämlich unvorsichtigerweise Feuer in das dürre Gras geworfen, und von heftigem Winde getrieben, jagten nun die prasselnden Flammen hinter der im eiligstem Tempo dahineilenden Gesellschaft her. Glücklicherweise wurde bald ein Wasser erreicht, an dessen Rand sich die Macht der Flammen brach, so daß die abgehetzten Leute wieder zu Atem kommen konnten.

Das Loriland, welches jetzt betreten wurde, zeichnete sich durch seine parkähnliche Beschaffenheit aus, prächtige Felder mit Gehöften wechselten ab mit hochstämmigem Wald, der von dem Gekreisch der Papageien widerhallte. Störend, besonders des Nachts, waren die vielen Löwen, die durch ihr fortwährendes Gebrüll jeden Schlaf verscheuchten. Nach einer nochmaligen Kreuzung des Haloflusses wurde der Weg sehr unangenehm, denn er führte durch ein vom Steppenbrande verwüstetes Land das Feuer hatte Kornfelder und Dörfer zerstört, die Asche wurde den Reisenden vom Winde ins Gesicht getrieben und bald mußten sie vor dem Feuer selbst, das immer noch wütete, Halt machen. Erschöpft durch Durst und Rauch kamen sie endlich in der Station Amadi wieder an, wo längerer Aufenthalt genommen wurde und wo Emin zu seiner großen Freude als Geschenk aus dem Monbuttulande einen Schimpansen vorfand. In Amadi waren inzwischen die für die Stationen bestimmten Soldaten eingetroffen und nachdem diese auf die einzelnen Distrikte verteilt und die übrigen Amtsgeschäfte erledigt waren, zog Emin in großen Märschen, auf denen die Leute sehr von der ungeheuren Hitze zu leiden hatten, auf dem schon begangenen Wege wieder zurück nach Lado, wo dringende Geschäfte seine Anwesenheit erheischten.

Die zweite größere Inspizierungs- und Forschungsreise nach den Ländern westlich vom Nil machte der Gouverneur Emin Bey im folgenden Jahre von der Station Bedden am weißen Nil aus. Zuerst ging es durch das Bariland, das jetzt nur spärlich bevölkert war, da Blattern und Hungersnot sehr unter der Bevölkerung aufgeräumt hatten; nur in großen Abständen wurden Dörfer angetroffen und es hielt sehr schwer, die nötigen Träger zu bekommen. Durch große Bambusdickichte konnte

nur mit Mühe ein Weg gebahnt werden, erst im Distrikt Fadjelu trat das Bergland mehr hervor, der Djebel Kjago wurde erstiegen und von ihm aus konnten geographische Messungen angestellt werden. Bald wurde aber der Boden schlammig und zäh; Rohrwälder wurden häufig, und da es Tag und Nacht ununterbrochen regnete, so war das Gehen in dem zähen Schlamm besonders anstrengend und aufreibend, und mit Freuden wurde nach einigen Tagen die neu angelegte Station Gumbiri begrüßt, die den vorgeschobensten Posten im Lande Fadjelu bildet. Die Fadjelu, früher von den Makraka hart bedrängt, hatten die Danagla zu Hilfe gerufen, waren aber dann von diesen selbst arg gebrandschatzt worden, ebenso ihre Verwandten, die Kakuakstämme, in deren Land die Station Djanda liegt, wo Emin nach einigen Tagen ankam. Djanda, eine wichtige Station, liegt auf einem hohen Hügel in sehr gesunder und fruchtbarer Gegend; die Kakuak gehören zum großen Stamme der Bari und gleichen denselben auch in Tracht, Sitten und Sprache. Das Land ist reich an Pflanzen und Tieren und Emin konnte seinen Sammlungen hier manch' seltenes Stück zufügen; unter andern fand er eine bis dahin in dem Gebiet noch nicht bekannte Baumläufer- (Certhia) Art. Leider verhinderte der unaufhörliche Regen eine erfolgreichere Thätigkeit und unter großen Strapazen wurde nach einigen regenreichen Tagen die Hauptstation im Fadjelu-Lande Rimo erreicht, von wo aus nach kurzem Aufenthalte die Reise in das benachbarte Makraka-Land fortgesetzt wurde, in dessen großem Dorf und Station Kabajendi, wo Emin mit großem Geschrei und Lärm empfangen wurde, längerer Halt gemacht wurde.

Die Bewohner von Kabajendi, Makraka-Neger, früher Jäger und Menschenfresser, treiben jetzt sehr viel Ackerbau und sie haben das Land auf eine ziemliche Kulturhöhe gebracht. Das ganze Gebiet ist in viele Distrikte eingeteilt, die unter einzelnen Häuptlingen stehen, welche dem Oberhaupte Sultan Uando verantwortlich sind. Auffallend ist bei allen Makraka der überaus starke Haarwuchs, den sowohl Männer als Frauen haben; sie verfertigen infolge dessen auch sehr künstliche Haarfrisuren; aus unzähligen Locken und Flechten, die sie mit Fett und Harz einschmieren und durch roten Eisenthon färben, bauen sie ganz charakteristische Haartrachten auf, die noch mit Stroh oder Papageifedern geschmückt werden. Zur Viehzucht sind die Makraka nicht zu bewegen, denn alles Tier ist für sie nur zum Essen da; die ihnen zur Zucht gegebenen Kühe hatten sie bald aufgezehrt. Sie essen überhaupt jedes irgendwie genießbar erscheinende Tier, hatten doch sogar Emins Träger kleine Mäusefallen am Arm hängen, die sie sofort nach der Ankunft im Lager aufstellten, um sich einen Braten zu fangen. Nach Kabajendi waren früher von Emin drei indische Elefanten

geschickt worden, die zum Transport verwendet werden sollten; aus Mangel an Führern und guten Wärtern leisteten sie aber sehr wenig; besser gelang der Versuch einer Baumwollenkultur, die fortgesetzt werden sollte; auch Indigo und Reis sollte angebaut werden. In dem genannten Dorfe waren viele Schmiedewerkstätten, in denen zierliche, hübsche Messer und feine Drahtarbeiten angefertigt wurden.

Von Kabajendi wandte sich der Gouverneur in das benachbarte Land der Abaka, das westliche Grenzgebiet der Provinz, die hier an die unter dem Gouverneur Lupton Bey stehende Bahr-el-Ghasal-Provinz anstößt. Viele Klagen waren von hier an Emin gelangt, denn die in Bahr-el-Ghasal wohnenden Dangolaner machten fortwährend Raubzüge über die Grenze, verwüsteten Dörfer und Felder und schleppten alle brauchbaren Bewohner als Sklaven mit sich; außerdem vergnügten sich die arabischen Anführer damit, den Leuten Ohren und Hände abzuschneiden. Emin suchte durch Anlage von Stationen diesem schrecklichen Treiben ein Ende zu machen und die Sicherheit in den Gebieten wieder herzustellen. Er durchzog das ganze sehr fruchtbare Land, das sich durch eine ungeheure Menge von Wasserläufen auszeichnet, an deren Ränder sich die prachtvollsten Galeriewälder, umgeben von undurchdringlichen, stachligen Pandanusdickichten erheben. Er fand hier auch den in Uganda schon gesehenen Riesenbaum Mpaffu (Canarium edule) wieder.

Der Beherrscher der Abaka hieß Ansea, ein in alte türkische Stoffe gekleideter Mann von hellbrauner Hautfarbe, der den weißen Pascha zuvorkommend empfing. Die Abaka sind häßliche Leute, besonders die Frauen, die mit ihren großen Einlagen in beiden Lippen den Mund zu einem unförmlichen Schnabel umgestalten und schon dadurch abstoßend häßlich sind. Durch verwüstetes Land, in welchem die rauchenden Trümmer der verbrannten Dörfer sehr deutlich die kürzliche Anwesenheit der Araber verrieten, kam der Gouverneur in dem Gebiet der Babuckur an, ebenso häßliche Leute als die Abaka und obendrein noch berüchtigt wegen ihrer gräßlichen Sitte der Menschenfresserei. Nachdem auch hier Stationen angelegt waren, ging es wieder zurück an den Halo und zwar zu der im vorigen Jahre angelegten Station Gosa, die sich schon prächtig entwickelt hatte. Gosa, in einem tiefen Thalkessel gelegen, eignet sich vorzüglich zur Baumwollenkultur; im vorigen Jahr war mit großem Erfolge Baumwolle gezogen worden und schon jetzt wurden dort von einigen Danagla sehr schöne Baumwollenstoffe gewebt. Emin fand auch zu seiner größten Freude in dieser Gegend eine Menge gut gedeihender Melonenbäume (Carica Papaya), deren Samen er zuerst im Jahre 1877 aus Uganda eingeführt hatte. In Gosa konnte sich der Gouverneur nicht

lange aufhalten, er überstieg die Bergreihen, die dieses Gebiet von Makraka trennen, und kam nach einem durch große Hitze und viele Sümpfe beschwerlichen Marsche nach mehreren Tagen in Wandi, der ältesten Station des Makrakalandes, an, womit seine Forschungsreisen westlich vom Bahr-el-Djebel für dieses Mal beendigt waren.

Das Land der Monbuttu.

Kapitel VIII.

Das Land der Monbuttu.

Eines der interessantesten Länder im Innern Afrikas ist das schon von Dr. Schweinfurth und Junker besuchte Monbuttu- oder Mangbattuland, an den Ufern des von Schweinfurth entdeckten großen Uelle- oder Makuaflusses gelegen, des Flusses, den man als den Anfang des Kongo oder eines großen Nebenflusses desselben angesehen hat, von dem man aber heute noch nicht ganz sicher weiß, woher er kommt und wohin er fließt. Für Emin war es deshalb ein wichtiges Ereignis, als er im Anfang des Jahres 1883 endlich an dem Ufer des Uelle stand, um hinüberzugehen in das ihm noch gänzlich unbekannte Reich der Monbuttu, von dem er schon so viel gehört hatte. Der Anfang der Reise versprach nicht viel; durch eine schier endlos erscheinende Steppe, in der die riesenhohen Gräser jeden Ausblick versperrten, ging es fort; hier und da wurden einige Felder mit Gehöften oder kleinen Dörfern angetroffen, die aber alle von ihren Bewohnern verlassen waren; der Marsch zog sich in ziemlichem Einerlei über den hellgrauen Boden hin, auf dem nur zuweilen das dunkle Grün eines am Wasser stehenden Waldstreifens sichtbar wurde. Doch nach einiger Zeit stieg das Land an, die Steppe wurde immer häufiger durch Wasserläufe und Wald unterbrochen, der grüne Boden wurde allmählich von rotgefärbtem, eisenhaltigem verdrängt, einzelne zierliche Palmen zeigten sich, schließlich verschwand die letzte Grasfläche und der Marsch ging durch dichten Wald, in dem Kulturpflanzen verrieten, daß hier früher bebautes Land war. Nur selten wurden in dem Dickicht des Waldes Lichtungen angetroffen, auf welchen kleine Hütten standen, vor denen fleißige Frauen und spielende Kinder sich sehen ließen. Das Gackern einer Menge kleiner Haushühner, das Bellen und Kläffen der Hunde verrieten jedesmal die Nähe einer solchen Ansiedlung, die alle ohne Umfriedigung, schutzlos im Walde lagen, ein Beweis für die Sicherheit des

Landes. Der Marsch ging deshalb auch sorglos und ohne Unfall vor sich, als befände sich der Reisende in einem Walde daheim im sicheren Vaterlande und nicht im Lande der Menschenfresser.

Immer prächtiger gestaltete sich die Vegetation, Bäume von gigantischer Höhe bildeten majestätische Hallen, in welche kein Sonnenstrahl hereindringen konnte; auf dem Boden wucherte und grünte der üppigste Pflanzenwuchs der Tropen, manchmal leuchteten Granitmassen aus dem Grün hervor, Granitblöcke von kolossalen Dimensionen lagen mitten im üppigsten Grün, tiefe Abgründe, die den herrlichsten Wald trugen, mußten durchschritten werden, Kornfelder und Bananenwälder zeugten für die Kultur des Landes und aus diesem Pflanzenmeer ragten überall Hügel auf, die dem Auge des Wanderers die Ortschaften des Landes, die fast immer auf ihnen gebaut sind, zeigten. So kam Emin nach einem Marsche, auf dem er die Wunder der Tropenwälder zu beobachten reichlich Gelegenheit gehabt hatte, in dem ersten größeren Dorfe Djondi an, wo er von einer großen Menschenmenge unter lärmender Musik empfangen wurde. Das große Dorf, in einem prächtigen Walde von Oelpalmen gelegen, machte einen sehr vorteilhaften Eindruck, da es sich durch große Sauberkeit sowohl der Gebäude als auch der Bewohner auszeichnete. Die Häuser sind aus Rohr gefertigt, auf den Rohrwänden sind Rindenstreifen und Rotang*) in verschiedenen Mustern zusammengenäht, so daß das Ganze den Eindruck einer hübschen Mosaikarbeit macht, außerdem war hier eine große für 3—400 Mann ausreichende Versammlungshalle gebaut, die von einem hohen säulengetragenen Dach geschützt wurde. Da Regen drohte, die Regenzeit hatte nämlich begonnen, eilte Emin rasch von hier weiter zu dem nahe gelegenen Dorfe Bellima, dem Hauptsitz des Monbuttufürsten Gambari. Bellima, auf einem hohen Hügel am Flusse Gadda gelegen, bietet eine prächtige Uebersicht über die im Osten auftauchenden Gebirge, die vom Albert-Nyanza kommend, sich weit durch das Land dahinziehen, während im Süden und Westen sich unermeßlicher Wald vor dem Auge des Beschauers ausbreitet. Das ganze Land der Monbuttu ist bei seinem Waldreichtum von einer großen Menge kleiner und größerer Flußläufe durchsetzt, was aus der Lage des Landes hervorgeht, da es nach drei Seiten von ausgedehnten Gebirgen begrenzt wird, die ihre Wasser alle in die Niederung herabsenden.

Die Bewohner von Gambaris Dorf gehörten dem Monbuttustamme der Bamba an, die mit den von Schweinfurth beschriebenen Abanga identisch sind. Die Monbuttu sind nicht die Ureinwohner des Landes,

---

*) Rotang, Calamus secundiflorus; er liefert das sogenannte spanische Rohr.

sie sind, altüberlieferten Erzählungen gemäß, von Nordwesten gekommen, haben allmählich das ganze Land nach Süd und Ost hin erobert und auch die von Westen eindringenden A-Sandehvölker zurückgedrängt. Sie zerfallen in mehrere größere Stämme, die aber alle dieselbe Sprache haben, wenn auch die einzelnen Dialekte sehr verschieden sind; einen dieser Stämme bilden die Bellima bewohnenden Bamba. Sämtliche Diener und Sklaven der Bamba bestanden aus Momwu, kleinere und bedeutend schwärzere Leute als die Monbuttu; sie sind die ursprünglichen Bewohner des Landes, die von den Eindringlingen unterjocht, jetzt im ganzen Monbuttulande eine niedrige, dienende Stellung einnehmen, aber sonst die Sitten und Gebräuche ihrer Herren, sogar die Anthropophagie*) angenommen haben. Die Bamba sind zuvorkommende Leute, die zu allerlei Arbeiten geschickt und anstellig sind, wie ihre geräumigen Hütten, ihre zierlichen Schnitz- und Eisenarbeiten beweisen. Angebaut wurden außer einigen Bananen, Bataten und Tabak nicht viel, da ja in diesem reichen Lande der Unterhalt sehr leicht zu beschaffen ist. Bananen sind überall das Hauptnahrungsmittel; in jedem Zustande, frisch und getrocknet, grün und reif, gekocht oder roh, werden sie verzehrt und außerdem noch zur Wein- und Bierbereitung verwendet. Viehzucht existiert gar nicht und so wird wenig Fleisch genossen, außer dem erlegten Wilde und Menschenfleisch. Es besteht nämlich im ganzen Monbuttulande die entsetzliche Sitte, die Verstorbenen zu verzehren, und obgleich diese fürchterliche Gewohnheit in den Stationen und deren Nähe heimlich betrieben wird, besteht sie doch unvermindert fort, Emin konnte mit der größten Mühe kein Grab eines Verstorbenen entdecken. Lange Zeit wird auch wohl noch hingehen, ehe die Anthropophagie ganz ausgerottet ist, denn sie ist bei den Monbuttu sehr tief eingewurzelt. Ein Monbuttu, der lange Jahre in den Stationen des Nordens gelebt hatte, freute sich sehr, endlich wieder in seine Heimat zu kommen, um Menschenfleisch genießen zu können.

In der Nähe von Bellima hatte sich ein Trupp Akka niedergelassen, jenes zwerghafte nomadisierende Jägervolk, das wir schon früher kennen gelernt haben. Emin hatte reichlich Gelegenheit, sich dieses sonderbare Völkchen anzusehen, die übrigens nur mit Pfeil und Bogen der Jagd obliegen; auch sie huldigen, wie Emin mehrfach erfuhr, der gräßlichen Sitte der Monbuttu. Die Zeit, welche von den Amtsgeschäften erübrigt werden konnte, benutzte Emin fleißig zu Messungen und Sammlungen von Notizen und Sprachproben und zum Präparieren und Konservieren

*) Anthropophagie, Kannibalismus, Menschenfresserei, jetzt nur noch in einigen Gegenden Afrikas und Amerikas.

der verschiedensten Tiere und Pflanzen, leider machte der immer stärker werdende Regen ein langes Arbeiten im Freien unmöglich und drängte auch zur Abreise, bevor das Anschwellen der Flüsse überhaupt jede Reise unmöglich machte. Dann waren auch viele Leute Emins und schließlich er selbst von einer sonderbaren Krankheit befallen. Ueberall auf der Haut, im Gesicht, am Hals und auf den Händen entstanden Flecken und Anschwellungen, die starkes Jucken und Brennen verursachten. Hervorgerufen wurde die Krankheit durch den Stich einer winzig kleinen Fliege, die hier in großer Menge vorkam und deshalb die Abreise erwünschen ließ. So ging denn der Marsch durch die prachtvollsten Urwälder, in denen kolossale Baumriesen bewundert wurden und sich die größte Ueppigkeit des Pflanzenwuchses zeigte, weiter und nach einigen Tagereisen war nach Ueberschreitung eines Höhenrückens der Hauptort des Monbuttulandes, Tingasi, erreicht.

Tingasi liegt in einer sehr feuchten Gegend, die von Termiten wimmelte, zwischen den Galeriewäldern dreier Flüsse, die hier fast zusammenstoßen. Die Feuchtigkeit war eine derartige, daß selbst die Doppelwandungen der Blechkisten zum Schutze der Sammlungen nicht völlig ausreichten. Die Bevölkerung bestand auch aus Bamba, aber schon untermischt mit Angehörigen anderer Monbuttustämme, wie überhaupt in manchen Distrikten die Bevölkerung aus einem Gemisch von verschiedenen Monbuttustämmen besteht. Der Boden um Tingasi ist vorzüglich, wird aber nicht ausgenützt, da es ja Bananen und andere Früchte im nahen Walde in Hülle und Fülle giebt, so daß sich der Monbuttu nicht sehr um seinen Lebensunterhalt zu sorgen braucht. Mais und Bananen werden etwas angepflanzt, Kolanüsse*), Kautschukranken, Kürbisfrüchte, Myristica-Aepfel**) und anderes liefert der Wald in hinreichender Menge; Tabak wird auch noch gebaut, da das Tabakrauchen allgemein üblich ist, selbst Kinder rauchen. Die Pfeife besteht aus der Mittelrippe eines Bananenblattes, in derem einen Ende ein dütenförmig gerolltes Blatt eingesteckt und mit Tabak gefüllt wird; auch aus Kürbissen angefertigte Wasserpfeifen sind viel in Gebrauch. Tabakkauen ist nicht Sitte, dagegen wird die Frucht der Kolanuß, die einen schön rosafarbenen Kern hat, gekaut und gegessen, sie schmeckt angenehm bitter und wirkt speichelerregend. Das Hauptgenußmittel ist das aus Bananen bereitete Bier; die getrock-

---

*) Kolanuß, Samen von Sterculia acuminata; die Kolanüsse dienen als Zähne konservierendes Kaumittel; schlechtes Wasser, in welches sie gelegt werden, machen sie trinkbar.

**) Myristica, Muskatnußbaum, aus den Früchten, die als Gewürz dienen, wird ein Oel gewonnen.

neteten und zerstampften Bananen werden mit Wasser einer Gärung unterzogen, wodurch ein weinartiges, angenehm schmeckendes, schäumendes Getränk erzeugt wird. Auch Branntweinbereitung haben die Monbuttu von den Arabern gelernt, jedoch hatte der Genuß dieses Getränkes hier nicht überhand genommen. Da keine Viehzucht betrieben wird, ist das Palmöl von besonderem Werte, es ist fast das einzige Fett, welches im Lande vorkommt und deshalb sehr geschätzt. Sehr häufig ist die Kautschukranke, und nachdem Emin die Gewinnung guten Kautschuks gezeigt hatte, wurde später viel davon nach Norden ausgeführt.

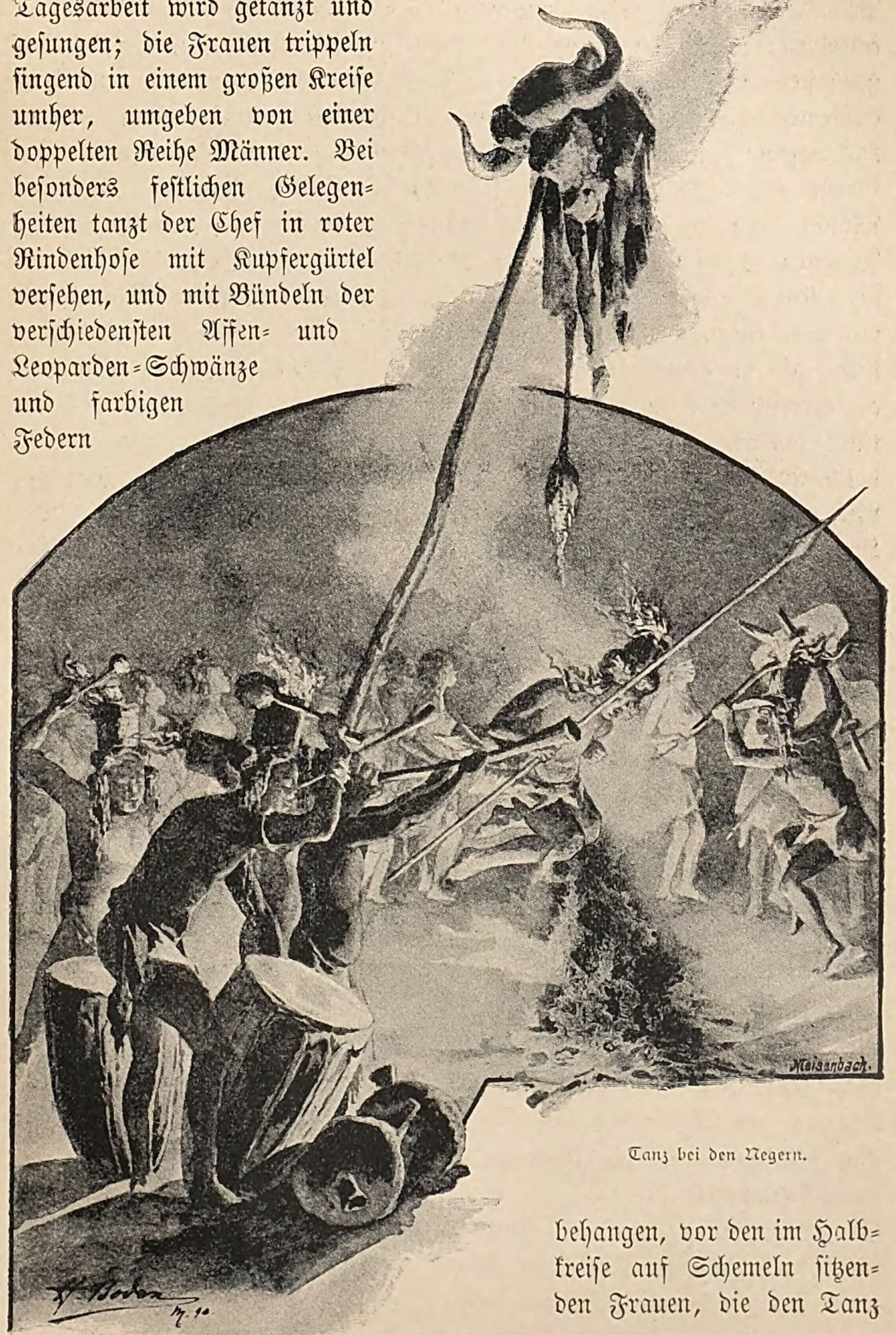
Die Monbuttu sind gut gewachsene, kräftige Neger, deren Hautfarbe zwischen den hellsten und dunkelsten Tönen wechselt, die Frauen von scheuem, anständigen Wesen, sind hübsch und wegen ihrer häuslichen Tugenden sehr gesucht, auch von den Arabern, die gerade ihretwegen die so verderblichen Einfälle in das Monbuttuland machten. Die Männer sind mit Rindenstoffen bekleidet, die aus der Rinde einer Urostigma-Art, ähnlich wie in Uganda bereitet werden, die sich aber in Bezug auf Güte und Zartheit mit denen aus jenem Lande nicht messen können. Bei den Frauen ist die Haarfrisur die Hauptsache, der Phantasie wird bei der Anfertigung derselben der größte Spielraum gewährt. Hohe Chignons mit allerlei Puffen, Locken und Strähnen von Haaren bilden meist einen staunenerregenden Kunstbau, der durch Elfenbeinnadeln mit großen, viereckigen oder runden Köpfen befestigt und verziert wird. Trotz des reichen Haarwuchses wird noch falsches Haar gebraucht. Auf diese hohen Turmfrisuren werden dann noch Strohhüte gesetzt und mit Büscheln roter Papagei- oder weißer Hahnenfedern geziert. Außerdem sind Schmucksachen, besonders Armringe von Eisen und Messing, Bemalung des Körpers mit schwarzer und roter Farbe und Einreibungen mit Palmöl sehr beliebt und viel in Gebrauch. Dann ist es Sitte, die beiden mittleren Schneidezähne im Oberkiefer dreieckig zuzufeilen, während das Ausziehen der Zähne hier nicht üblich ist, es herrscht aber die sonderbare Gewohnheit bei Männern sowohl wie bei Frauen, ein großes Stück aus der Ohrmuschel wegzuschneiden, was den Kopf sehr verunstaltet. Die vornehmen Familien der Monbuttu umwickeln überdies den Kopf der kleinen Kinder mit festen Bändern, wodurch der Kopf sehr zusammengedrückt wird und in die Länge wächst; die gewöhnlichen Leute haben runde Köpfe.

Verfassung, Sitten und Gebräuche der Monbuttu sind durch die schon so lange Zeit dort wohnenden Araber merkwürdigerweise nicht beeinflußt worden. Die großen Häuptlinge vererben ihre Würde auf den ältesten Sohn, dem die jüngeren gehorchen müssen. Ist der Erbe beim Tode des Vorgängers noch minderjährig, so führt ein Verwandter bis zu dessen

Volljährigkeit die Regentschaft. Oft wird auch vom Volke zwischen ziemlich gleichaltrigen Söhnen der beste und geeignetste zum Regenten gewählt; die andern treten dann ohne Krieg und Blutvergießen ins Privatleben zurück. Die Häuptlinge haben ihre Unter-Chefs, welche die einzelnen Distrikte verwalten und deren Würde auch allmählich erblich geworden ist. Sie müssen von Zeit zu Zeit am Hofe des Herrschers erscheinen und Abgaben an Mädchen, Vieh, Eiern, Rindenstoffen u. s. w. darbringen. Die Hauptkönige des Monbuttulandes sind Ssanga der Große, ein Bruder des gegen die Araber gefallenen berühmten Herrschers Munsa, dann ein Neffe Munsas, auch Ssanga, aber der Kleine genannt, Jangara, Gambari und Kadaba, die beiden letzten sind Emporkömmlinge, die durch den Einfluß der Danagla zur Herrschaft gekommen sind, trotzdem die legitimen Thronerben noch leben; sie sind jedoch nicht so angesehen, als die eingeborenen Fürsten. Im allgemeinen ist der Gegensatz der Herrschenden und der niederen Volksklasse ein geringer, selbst Heiraten zwischen beiden keine Seltenheit. Die Verheiratung wird immer durch einen dritten Mann vermittelt, der Brautpreis besteht in Sklaven, Vieh und Eisen, ist aber gewöhnlich nicht hoch und fällt bei den unbegüterten Leuten überhaupt ganz weg. Die Hochzeitsfeierlichkeiten, bei denen alle Teilnehmer Geschenke erhalten, dauern oft 2—3 Wochen lang, Geburten, besonders die von Glück bedeutenden Zwillingen, werden ebenfalls festlich begangen. Stirbt ein Mann, so fällt sein ganzes Besitztum einschließlich der Frauen und Kinder an seinen ältesten Sohn, als Zeichen der Trauer wird das Haar geschoren und die Trauernden leben eine Zeit lang zurückgezogen. Begräbnisfeierlichkeiten sind unbekannt, da wie gesagt, gewöhnlich die Leichname der Verstorbenen verzehrt werden, eine gräßliche Sitte, die hoffentlich nach und nach von der Kultur ausgerottet wird.

Die Feldbestellung, ebenso das Verfertigen von Matten und Thongefäßen, haben die Dienerinnen und Sklavinnen zu besorgen, während die Frauen, die in Monbuttu mehr als in einem andern Negerlande in Ansehen stehen, in der Küche der Arbeit sich widmen. Dreimal täglich wird gespeist, jede Frau des Chefs, der sehr viele besitzt, muß an ihren Herrn und Gebieter eine Schüssel schicken, die derselbe dann eigenhändig unter seine Gäste und sein Gefolge verteilt. Er selbst darf nicht öffentlich essen, er begiebt sich hierzu in das Haus seiner Lieblingsfrau, die ihm auftischen muß; die Ueberreste seiner Mahlzeit werden vergraben. Die Hauptbestandteile der Gerichte sind außer Bananen, welche immer die Grundlage bilden, mehrere schon genannte Vegetabilien, allerlei Wild, wozu noch Hühner, Eier und fette Insektenlarven kommen. Gegessen wird aus zierlichen Schüsseln und Näpfen, die von den kunstfertigen

Monbuttu geschnitzt werden; sie verstehen es ebenso, hübsche Stühle und Bänke herzustellen und schön verzierte, mit Henkeln versehene Thongefäße zu formen. Nach vollbrachter Tagesarbeit wird getanzt und gesungen; die Frauen trippeln singend in einem großen Kreise umher, umgeben von einer doppelten Reihe Männer. Bei besonders festlichen Gelegenheiten tanzt der Chef in roter Rindenhose mit Kupfergürtel versehen, und mit Bündeln der verschiedensten Affen- und Leoparden-Schwänze und farbigen Federn



Tanz bei den Negern.

behangen, vor den im Halbkreise auf Schemeln sitzenden Frauen, die den Tanz

mit Armbewegungen und Gesang begleiten; dazu wird mit Trommeln und Pauken, rasselnden Klappern und Posaunen aus Elefantenzähnen Musik gemacht.

Leider zwangen die immer heftiger auftretenden Regengüsse, vor allen Dingen aber schlimme Nachrichten aus seiner Provinz, den Gouverneur wieder aufzubrechen und nach dem Norden zurückzukehren, wo seine Gegenwart dringend notwendig wurde. So wanderte er denn schweren Herzens unter unsäglichen Strapazen, welche durch die hochangeschwollenen Flüsse und Bäche verursacht wurden, wieder nach Bellima zurück und von da nach dem Uelle, den er genau einen Monat nach seiner Ankunft an derselben Stelle wieder überschritt. Schwer wurde Emin der Abschied aus diesem gesegneten Lande, das in mancher Beziehung so interessant und anziehend, auch wissenschaftlich von der größten Bedeutung war, bildet es doch mit seiner Fauna und Flora den Uebergang von Ostafrika zum tropischen Westen dieses Kontinents; beiden Ländern eigentümliche Formen wurden hier gefunden, es ist also das Uebergangsgebiet beider Hälften. Viel Neues und Interessantes hatte Emin hier gesammelt, viel hoffte er noch zu erreichen bei seiner Wiederkehr in dieses schöne Land, das wiederzusehen er von Herzen wünschte.

Die ägyptische Aequatorialprovinz unter Emin Pascha.

Kapitel IX.

Die ägyptische Aequatorialprovinz unter Emin Pascha.

Beinahe zehn Jahre waren verflossen, seit Emin, der vom Khedive den Paschatitel erhalten hatte, im Innern Afrikas weilte. Auf den geschilderten Reisen hatte er alle Länder seiner Provinz und ihrer Nachbargebiete kennen gelernt, es war ihm gelungen, allmählich die räuberischen arabischen Sklavenhändler, die Danagla, aus seinem Gebiete herauszujagen, die zurückgebliebenen hielt er in strenger Zucht, die Disziplin und Tüchtigkeit seiner Soldaten war eine gute geworden, überall waren Stationen angelegt und mit Garnisonen versehen, die Verkehrswege waren besser und sicher geworden und mit Befriedigung konnte er auf seine Thätigkeit blicken, die zwar mit unerhörten Mühen und Schwierigkeiten verbunden, doch schon jetzt anfing, gute Früchte zu tragen. Um die Verwaltung des ganzen großen Landes besser übersehen und handhaben zu können, war die ganze Provinz in folgende zehn Distrikte eingeteilt, die Emin von der Hauptstation Ladó aus leitete.

Im Westen des weißen Nil.

1. Distrikt Rohl, Hauptort Ajak; Stationen: Schambé, Busi, Rumbehk und Gohk.
2. Distrikt Ladó, Hauptort Ladó; Stationen: Amadi, Gondokoro, Redjaf, Bedden.
3. Distrikt Makraka, Hauptort Wandi; Stationen: Kabajendi, Kudurma, Gosa, Mundu, Loggo, Kallika, Korobehk.
4. Bezirk Monbuttu, Hauptort Mbaga; Stationen: Gango, Kubbi, Tingasi, Gadda, Dongu.
5. Distrikt Kiri, Hauptort Laboré; Stationen: Kiri, Muggi, Chor Aju.

6. Distrikt Dufilé, Hauptort Dufilé; Stationen: Fatiko, Wadelai.
7. Distrikt Fauvera, Hauptort Foda; Stationen: Fauvera und mehrere kleinere.

Im Osten des weißen Nil.

8. Distrikt Fadibek, Hauptort Fadjulli; Stationen: Faradjok, Fadibek, Fatjur, Fartjohl, Lobbohr.
9. Distrikt Lattuka, Hauptort Tarrangolé; Stationen: Obbo, Kuran, Marangole.
10. Distrikt Bor, Hauptort Bor; mehrere kleinere Stationen.

In allen Stationen waren größere oder kleinere Besatzungen von Negersoldaten, die völlig ausreichten, das Land in Ruhe zu erhalten und für die Sicherheit der Straßen zu sorgen; außerdem waren Posten eingerichtet, welche die Stationen unter sich und mit dem Hauptsitz Ladó in fortwährender Verbindung erhielten.

Wie überall auf seinen Reisen, so bemühte sich Emin Pascha vornehmlich auf den Stationen, die Neger den Fortschritten der Kultur zugänglich zu machen. Er hatte selbst sechs indische Elefanten von Kairo nach Ladó kommen lassen, drei wurden in Makraka stationiert, wo sie zum Transport von Landesprodukten verwandt werden sollten, aber nicht recht zur Geltung kamen, weil die ägyptische Regierung die indischen Führer zurückberufen hatte und die einheimischen Neger den Tieren nicht die nötige Pflege und Sorgfalt angedeihen ließen, auch nicht mit ihnen umzugehen wußten. Die Neger sind überhaupt schlechte Viehzüchter und Wärter; denn ihr Interesse reicht nicht weiter als ihr Magen, nur für das Tier, welches sie essen können, haben sie einiges Interesse, alles andere ist ihnen gleichgültig. Als Transportmittel über weite wasserlose Steppengegenden waren Kamele eingeführt worden, die ihren Dienst bestens versahen, ebenso wie in großer Menge eingeführte Esel aus dem Langolande, die sich aber nicht sehr lange hielten. Ein Lieblingswunsch Emins, Arbeitsbüffel für das Land zu verwenden, mißlang einstweilen; denn er konnte keine Hausbüffel erhalten und die jung eingefangenen wilden Tiere konnten nicht genügend gezähmt werden, sie blieben immer sehr unbändig und gefährlich. Dagegen führte er mehrere andere Tiere ein, z. B. Kaninchen und türkische Enten, die sich bald über große Teile der Provinz verbreiteten.

Wichtiger und von größerer Bedeutung war die Akklimatisierung einer großen Anzahl nützlicher Kulturpflanzen, die Emin für sein Land zu verwerten suchte. Er selbst legte in Ladó und anderen Stationen

Gärten an, bepflanzte dieselben und unterwies seine Offiziere und Soldaten ebenfalls im Gartenbau, die denn auch allmählich, als sie erst den Nutzen einsahen, eifrige Gärtner wurden und manche schöne Resultate erzielten. Viel schwerer hielt es, den Negern die große Nützlichkeit der verschiedenen Pflanzen beizubringen, nur mit der größten Geduld konnte hier etwas erzielt werden. Pflanzen und Samen wurden bereitwilligst den Negern zur Aussaat übergeben mit dem Bedeuten, nach der Ernte etwas für die folgende Aussaat zurückzubehalten; kam aber diese Zeit heran, dann wurde der Gouverneur von allen Seiten bestürmt mit Bitten um Samen; denn die Neger hatten natürlich trotz aller Versprechungen in ihrer großen Sorglosigkeit alles aufgezehrt und nichts zur Aussaat behalten; sie begriffen nicht, daß dieses nötig sei, sie wußten ja, daß der Gouverneur in Ladó ihnen Samen liefern würde. Erst nach jahrelangen Bemühungen und den eindringlichsten Vorstellungen gelang es, einige der Vernünftigsten soweit zu bringen, daß sie selbst für die Zukunft etwas Sorge trugen.



Emin im Zelte.

Feigen, Melonen, Zitronen, Bananen und alle Früchte des Südens wurden gebaut. Amerikanischer Mais, der in einigen Gegenden prächtig gedieh, wurde immer mehr und mehr verbreitet; Reis wurde in Ladó

und Dufilé gebaut und sollte auch ferner in Makraka gezogen werden, in den höher gelegenen Ländern, z. B. im Schulilande, war aus Chartum gekommener Weizen gesät, der herrlich gedieh. Ananas und Dattelpalmen, Bataten und Zuckerrohr wurden gezogen, Kaffeebäumchen gepflanzt und mit großer Mühe gelang es Emin, Weinreben zum Wachsen zu bringen. Oelfrüchte, besonders Oelpalmen, wurden im ganzen Lande verbreitet, Anzuchtsversuche mit Dattelpalmen und Chinarindenbäumen gemacht. Auf diese Weise regte der Gouverneur überall das Interesse für Garten- und Feldbau an, er selbst zeigte den vorteilhaftesten Anbau und die Behandlung der Pflanzen, er hatte sogar aus Chartum eine Lokomobile kommen lassen, die erste Dampfmaschine im Innern des schwarzen Erdteils, die er zum Bewässern der Felder verwandte.

Allmählich gelang es so seiner rastlosen Energie, den Wohlstand der Provinz immer höher zu bringen, was am besten daraus zu ersehen ist, daß er schon im Jahre 1881 einen Reinertrag von 120,000 Mark erzielte, den er der Regierung zu Chartum überweisen konnte, ja diese Summe stieg noch im folgenden Jahre, und dabei ist in Betracht zu ziehen, daß vor der Verwaltung Emins die Aequatorialprovinz nie einen Ueberschuß aufgebracht, sondern nur immer ungeheure Kosten verursacht hatte, so daß Gordon Pascha, der Generalgouverneur, zu der Ansicht gekommen war, die Provinz würde sich nie selbständig erhalten können, eine Ansicht, die Emin durch die That schlagend widerlegte.

Für alle diese Bemühungen nun, für die Daransetzung aller Kräfte im Dienste der Regierung erntete Emin Pascha durchaus keinen Dank, im Gegenteil, er wurde noch in manchem Vorhaben gehindert und gestört durch die Chartumer Regierung, denen der eifrige und rührige Beamte gar nicht recht war; waren sie doch gewohnt, im alten Schlendrian zu leben und die Dinge eben gehen zu lassen, wie sie gingen. Auf manche dringliche Anträge und Gesuche erhielt der Gouverneur überhaupt keine Antwort oder er wurde mit nichtssagenden Redensarten abgespeist; die schnellste Beantwortung dauerte überhaupt fünf Monate, und da kann man sich denken, wie lästig und hemmend, ja sogar manchmal unmöglich es war, das Einvernehmen der Regierung zu jeder größeren That einzuholen. Bitter beklagt sich Emin in den Briefen an Professor Schweinfurth, den berühmten Forscher und Kenner gerade der Aequatorialprovinz, über die Saumseligkeit und Mißgunst der Regierung, die ihn sogar über ein Jahr lang ohne jede Nachricht ließ, kein Dampfer und kein Bote überbrachte irgend welche Botschaften aus Chartum, Emin war vollständig sich selbst überlassen ohne Hilfsmittel, mochte er zu Grunde gehen oder nicht, die weisen Herren in Chartum kümmerten sich darum

blutwenig. Deshalb war es ein Lieblings-, ja ein Lebenswunsch Emins, daß die Verwaltung der Aequatorialprovinz von dem weit entfernt liegenden Chartum abgetrennt würde, daß die Provinz einen Oberbeamten erhielt, der im Lande selbst wohnte und alle Gewalt in Händen hätte. Dann wollte er auch einige Grenzgebiete im Westen, die bis jetzt zur Bahr-el-Ghasal-Provinz gehörten, zu seiner Provinz bringen; denn im Bahr-el-Ghasal, wo Lupton Bey Gouverneur war, herrschte die schrecklichste Danaglawirtschaft, der gegenüber der tüchtige Lupton machtlos war; die Danagla überschritten die Grenzen, drangen plündernd und raubend besonders in Monbuttu ein und schleppten Hunderte von Sklaven zum Bahr-el-Ghasal, wo sie guten Absatz fanden.

Alle diese für die Lebensfähigkeit der Provinz durchaus nötigen Maßregeln blieben fromme Wünsche, sie fanden in Chartum kein Verständnis und so waren die bittern Klagen Emins nur zu gerechtfertigt. Da die Kultivierung eines Landes durch Neger sehr schwer, ja beinahe unmöglich ist, da sich nur sehr langsam etwas bei ihnen erreichen läßt, so hatte Emin den Gedanken angeregt und die Bitte ausgesprochen, einige Hundert chinesische Kolonisten in der Aequatorialprovinz anzusiedeln. Unter den fleißigen Händen dieser dem Klima ziemlich widerstandsfähigen Menschen hoffte er bei praktischer Aufsicht von tüchtigen Europäern das Land bald zu einer hohen Kulturstufe und Blüte zu bringen und den großen Reichtum an Pflanzen, Tieren und sonstigen Produkten dem Weltmarkt zugänglich zu machen und dadurch dem Lande den Segen des Wohlstandes zu bringen und den Negern ein immer menschenwürdigeres Los zu schaffen. Er bat um kleine Expeditionen von tüchtigen Europäern, am liebsten Deutschen, die er in dem paradiesischen Land südlich von Makraka, wo Klima und Bodenbeschaffenheit gut war, ansiedeln wollte, um von hier aus immer weiter vordringend das Land zu kultivieren und allmählich die Verbindung mit dem Kongo oder dem Tanganikasee herzustellen. Auch um Missionare, die Pioniere der Kultur, bat er, aber alles vergeblich; denn die helfen konnten, wollten nicht, und die helfen wollten, konnten nicht.

Es ist zu bewundern, daß Emin Pascha unter solchen Verhältnissen auf seinem Posten blieb; nur die Liebe zu dem Lande und seinen Bewohnern, nur das heiße Streben, das Innere des reichen Erdteils zu erschließen und der Kultur zugänglich zu machen, bewogen den heldenmütigen Mann, tapfer auszuhalten; denn ging er, dann brach alles, was er mit so unsäglicher Mühe errichtet hatte, bald wieder in nichts zusammen.

Bei all den Widerwärtigkeiten und anstrengenden Arbeiten fand Emin seine Erholung und Stärkung in der Beschäftigung mit den Wissenschaften,

und trotzdem es ihm an manchen notwendigen Instrumenten mangelte, deren Anschaffung er bei der verständnislosen Chartumer Regierung vergeblich erstrebte, sammelte er doch eine Menge neuer Thatsachen und Entdeckungen, die für die Wissenschaft von größtem Werte waren. Bei jeder sich bietenden Gelegenheit sandte er zoologische Sammlungen an den berühmten Ornithologen Dr. Hartlaub in Bremen oder er schickte ethnographische und geographische Notizen und Aufzeichnungen an die Akademien und Gelehrten Europas. Für viele Tiere stellte er das Verbreitungsgebiet fest, so konstatierte er zum Beispiel das Vorkommen des grauen Papageis in dem Gebiete des oberen Nil, wo die Art bis jetzt noch nicht gefunden worden war. Dann beobachtete Emin, daß die Fauna und Flora Westafrikas weit in den Osten hineinragt, wie er durch zahlreiche Beispiele bewies, und er hält das Zwischenseengebiet, d. h. das Gebiet zwischen den großen Seen Innerafrikas, für das Vermittlungsgebiet, da hier sowohl spezifisch ostafrikanische wie westafrikanische Formen vorkommen, hier also die Fauna und Flora beider Hälften des großen Erdteils zusammenstoßen. Acht bis neun gänzlich neue Arten Vögel fand er und schickte sie nach Europa, Schädelmessungen und Schädel sandte er zur Bereicherung der Kenntnisse über die Völker Innerafrikas an die anthropologischen Gesellschaften, überall auf seinen Reisen hatte er Wörterbücher der verschiedenen Sprachen zusammengestellt und aufnotiert, die von hohem Werte waren; unbekannte und seltene Pflanzen schickte er an Prof. Schweinfurth, mit dem er immer in regster Korrespondenz stand. An letzteren schrieb er auch um einige deutsche Naturforscher und Gelehrte, die er sehr gerne auf einigen Stationen gehabt hätte, die dort ein reiches Feld für ihre Thätigkeit gefunden und die Schätze für die Wissenschaft vollends gehoben haben würden, was ein einzelner Mann, wie Emin, auf dem außerdem noch die ganze Last der Verwaltung und Regierung lag, unmöglich bewerkstelligen konnte. Wenige praktisch veranlagte Forscher, die mit deutschem Fleiß und emsigem Forschergeist einige Zeit auf den Stationen geweilt, hätten alles noch Dunkele und Unklare über die Verhältnisse und Zustände des Landes in geographischer, ethnographischer, geologischer, zoologischer und botanischer Hinsicht aufgeklärt, der Wissenschaft ein reiches Feld erschlossen und sie um viele interessante Thatsachen bereichert.

Aus allem diesem geht das große Interesse, welches Emin für die Wissenschaft hegte, hervor; er hätte gerne alles ergründen und ausfindig machen mögen und er geizte mit der wenigen Zeit, die ihm seine Amtsgeschäfte übrig ließen, um sie ganz mit wissenschaftlichen Arbeiten auszufüllen. Ausruhen und Nichtsthun kannte der rastlose Mann nicht, die

Beschäftigung mit der Natur und ihren wunderbaren Erscheinungen war seine Erholung, aus der er immer wieder von neuem Kraft schöpfte zu seinem ermüdenden und aufreibenden Tagewerke. Die Folgen dieser rastlosen Thätigkeit zeigten sich auch bald im ganzen Lande. Obwohl die jüngste Provinz, war die Aequatorialprovinz die am besten verwaltete und ruhigste; die in den andern ägyptischen Sudanprovinzen so häufigen Negeraufstände waren hier unbekannt, die Sklavenjagden hatten aufgehört, die arabischen Sklavenhändler und Räuber waren vertrieben, das ganze Land blühte auf, die Neger begannen allmählich sich als Menschen zu fühlen, und trotzdem die Provinz von der Regierung in Chartum sehr stiefmütterlich behandelt wurde, war sie auf dem besten Wege, eines der wohlhabendsten und kultiviertesten Länder der ägyptischen Herrschaft zu werden. Schon jetzt harrten in den Magazinen eine Menge Straußenfedern, Fett, Oel, Häute und ungefähr 600 Zentner Elfenbein des Transportes.

Emin sah daher mit frohem Blick in die Zukunft, er hoffte, daß nunmehr eine bessere Zeit für seine Provinz, sein Land, das ihm ans Herz gewachsen war, anbrechen werde, daß alle seine Arbeit jetzt allmählich Früchte tragen würde, und diese Hoffnung und Zuversicht hielt ihn aufrecht in allen Gefahren und Widerwärtigkeiten, denen er ausgesetzt war. Aber alle seine Hoffnungen, seine schönen Zukunftspläne sollten umsonst gewesen sein, alles, was er geschaffen, drohte vernichtet und zerstört zu werden durch ein Ereignis, das, obwohl es seine Schatten vorausgeworfen, anfänglich unterschätzt wurde und dann zu einer Gefahr anschwoll, die nicht mehr gehemmt werden konnte und alles mit fortriß, was ihr im Wege stand, alle Zivilisation und Kultur mit einem Schlage vernichtete, und dieses Ereignis war — der Aufstand des Mahdi.



Artist. Anstalt v. C. Hochdanz, Stuttgart

Der Aufstand des Mahdi.

Kapitel X.

Der Aufstand des Mahdi.

Unter den Arabern der ägyptischen Provinz Faschoda hatte sich ein Mann Namens Mohammed Ahmed schon seit längerer Zeit wegen seines stillen und beschaulichen Lebenswandels, der sich streng nach den Gesetzen des Koran richtete, großes Ansehen und den Ruf eines heiligen Mannes erworben. Nubier von Geburt und zwar aus Dongola, war er in seiner Jugend bei seinem Onkel, einem Zimmermann in der Nähe der Stadt Sennaar, in die Lehre getreten. Nach kurzer Zeit jedoch verließ er das Handwerk und besuchte eine Schule in der unmittelbaren Nähe von Chartum. Hier lernte er lesen und schreiben; das Studium des Koran ging ihm bald über alles und er beschloß, das Leben eines Heiligen zu führen; bei Kawa in der Provinz Faschoda ließ er sich als Faquir*) nieder. Hier blieb er aber nicht lange, sondern er ging nach der Insel Aba im weißen Nil, wo er ein asketisches Leben führte und immer mehr als Heiliger in Ansehen kam. Plötzlich im Juli 1881 erklärte er sich öffentlich für den letzten Propheten, den Mahdi, welcher von Gott berufen sei, die mohammedanische Religion von ihren Fehlern zu reinigen und der Welt das Heil zu bringen. Er sandte sowohl an alle Chefs der Araberstämme, wie an die Generalgouverneure der ägyptischen Provinzen Briefe, in denen er sie aufforderte, seine geistliche Oberhoheit anzuerkennen, gerecht zu regieren und von ihren Sünden abzulassen, seiner weiteren Befehle sollten sie gewärtig sein. Nur ein kleines Häuflein exaltierter Araber umgab den Propheten und man legte in Chartum der

*) Faquir oder Fakih eigentlich Bettelmönch oder Armer, Besitzloser überhaupt, im Sudan aber hauptsächlich zur Bezeichnung aller des mohammedanischen Priesteramts Waltenden, dann auch aller aus Priesterschulen Hervorgegangenen und der Schriftsprache Kundigen. (Nach Schweinfurth.)

ganzen Sache desto weniger Gewicht bei, da ähnliche religiöse Sektenbewegungen im Orient durchaus nicht zu den Seltenheiten gehören, sondern häufig vorkommen, aber fast immer resultatlos im Sande verlaufen. Infolge dessen ging die Regierung nicht energisch gegen den Mahdi vor, sie schickte einen Unterhändler zu ihm, der mit theologischen Gründen dem fanatischen Manne beizukommen suchte, was selbstverständlich vergeblich war. Kurz darauf wurde eine kleine Abteilung von 300 Soldaten abgesandt, die den Propheten gefangen nehmen sollten. Die Soldaten wurden aber von den Arabern geschlagen und niedergemacht und dadurch war nun Oel ins Feuer gegossen. Der Anhang des Mahdi vergrößerte sich mehr und mehr, er sandte zahlreiche Agenten durch das ganze Land, überall predigte er den Abfall von der verhaßten Regierung und versprach dem Volke Abgabenfreiheit und sonstige Vorteile. Der unfähige Gouverneur von Faschoda, der jetzt mit der Unterdrückung des Aufstandes beauftragt wurde, verschlimmerte die Sache noch mehr dadurch, daß seine Truppen in der schlimmsten Weise die arabischen Dörfer und Ortschaften plünderten, infolge dessen die erbitterten Bewohner sich scharenweis zum Mahdi bekannten und dessen Heer fortwährend vergrößerten. Der Gouverneur von Faschoda zog sich auf Befehl von Chartum auf die befestigte Stadt Faschoda zurück, während der Mahdi in den Bergen unweit davon ein Lager bezog. Er sandte von hier aus unausgesetzt nach allen Seiten Boten, welche die Sendung des letzten Propheten verkündeten und zum Aufstand gegen die Türken und Ungläubigen aufriefen. Mittlerweile wurde in Chartum ein Korps von 4000 Soldaten gerüstet, das den Aufstand niederwerfen sollte; Kauf Pascha aber wartete unklugerweise die Ankunft dieser Truppen nicht ab, sondern griff von Faschoda aus mit seinen irregulären Soldaten den Mahdi an, er wurde gänzlich geschlagen, seine Truppen vernichtet. Jetzt wurde Kauf Pascha seines Postens enthoben und Giegler Pascha, ein Deutscher, zum Gouverneur Faschodas ernannt. Dieser hielt die aus Aegypten zu sendende Hülfe von regulären Truppen für unnötig, er sammelte selbst ein großes Heer von fast nur Irregulären. Danagla aller Farben und Sorten und alles, was sich sonst anwerben ließ, wurde zu einer großen Armee verschmolzen, die unter dem Befehl eines Irregulären, des Jussuf Pascha stand. Die Wahl dieses Kommandierenden war ein großer Fehler, denn Jussuf war ein Ignorant und ohne jede Autorität. Er zögerte erst unnötig mit dem Vormarsch und als dieser schließlich vor sich ging, war schon die Regenzeit angebrochen, was die Operationen sehr erschwerte. Plötzlich wurde das Heer angegriffen und nach kurzer Gegenwehr vollständig vernichtet. Jussuf hatte in einem Thale Biwak aufschlagen lassen, ohne Vorposten aufzu-

stellen oder sonstige Vorsichtsmaßregeln zu treffen, er wurde also vollständig durch den Angriff der Mahdisten überrascht, von den 5000 Soldaten entkamen nur ungefähr 200. So waren grenzenlose Sorglosigkeit und Unfähigkeit des Führers und die schlechteste Verproviantierung der Truppen die Ursachen des gänzlichen Unterganges geworden.

Ermutigt durch die ersten Niederlagen der Aegypter hatten sich die Anhänger des Mahdi über den ganzen Sudan verbreitet, überall fanden sie Gleichgesinnte, die in dem Mahdi den einzigen Erlöser von dem gehaßten Joch der Regierung sahen; der Aufstand bekam bald eine nie geahnte Ausdehnung, an allen Ecken und Enden des großen Sudanreiches loderte die Flamme des Aufruhrs empor. In Sennaar und Kordofan war alles in heillosem Aufruhr. Im September 1882 wurde el Obeid, die Hauptstadt Kordofans, unter der persönlichen Leitung von Mohammed Ahmed von den Mahdisten in Stärke von ungefähr 60,000 Mann angegriffen, aber die nur aus 6000 Mann bestehende tapfere Besatzung schlug unter Führung des Oberstlieutenants Iskander-Bey die wiederholten Angriffe blutig ab, so daß viele Anhänger den Mahdi verließen und in ihre Heimat zurückkehrten. Wäre jetzt von dem Gouverneur von Kordofan, Mahommed Said Pascha, energisch vorgegangen worden, so wäre die Bewegung noch zu unterdrücken gewesen, aber es geschah nichts und der Mahdi konnte wieder zahlreiche Araber um sich sammeln, die el-Obeid belagerten, es am 17. Januar 1883 eroberten und damit Herren von ganz Kordofan wurden.

Die Nachricht hiervon wirkte in Chartum niederschmetternd, schleunigst ernannte der Khedive den englischen Oberst Hicks zum Generalstabschef des Sudan und dieser kam im März 1883 nach Chartum. Am 29. April kam es bei Maradieh am weißen Nil zur Schlacht, Hicks Pascha besiegte und vernichtete die ihm gegenüberstehende Streitmacht der Mahdisten, die mit grenzenlosem Fanatismus und Mut gekämpft hatten. Chartum und die Provinz Sennaar wurden infolge des Sieges wieder ruhig, die Häuptlinge unterwarfen sich und die Lage gestaltete sich entschieden günstiger.

Jetzt beschloß die Regierung, Kordofan wieder zu erobern. General Hicks wurde als Höchstkommandierender mit dieser Aufgabe betraut. Er verlangte zur Ausführung dieses Feldzuges eine Verstärkung von 6000 Mann und einen Zuschuß von $2^1/_2$ Millionen Mark, der Khedive schickte aber nur 3000 Mann und 800,000 Mark. In Omderman nicht weit von Chartum wurde die Armee gesammelt und, da sie meist aus Rekruten bestand, noch so viel als möglich im Gebrauch der Waffen geübt. Am 9. September 1883 marschierte sie aus in Stärke von 7000 Mann

Infanterie, 400 Baschi=Bozuks, 100 Gepanzerten, 20 Kanonen (darunter 4 Kruppsche), 500 Pferden und 5500 Kamelen nebst den Treibern und dem Train, hierzu kam noch die Garnison von Kawa, so daß die Streitmacht über 10,000 Mann betrug.

Langsam bewegte sich der Heereszug, die Hitze war unerträglich (37 Grad R. im Schatten), so daß mehrere Soldaten und 200 Kamele ihr erlagen; am 20. September wurde Duem am Nil erreicht, wo Allah=ed=Din Pascha mit seinem Stabe zur Armee stieß. Der ursprüngliche Plan, im Rücken der Armee eine befestigte Postenkette, welche die Verbindung mit Chartum innehalten sollte, einzurichten, mußte wegen der Feindseligkeit der Bevölkerung fallen gelassen werden und Hicks Pascha mußte nun mit der ganzen Armee auf 50 Tage verproviantiert nach dem 380 km entfernten el=Obeid marschieren, ein sehr gewagtes Unternehmen, denn es gab keinen Ausweg, es hieß entweder siegen oder untergehen. Die Führer der Expedition, besonders die europäischen Offiziere, erkannten vollkommen den Ernst der Situation und die gefahrvolle Lage des Heeres, wie aus ihren Briefen deutlich genug hervorging. So schrieb z. B. ein deutscher Major, Baron von Seckendorf, der sich Hicks Pascha angeschlossen hatte, ungefähr folgendes: „Der Mahdi besitzt ungefähr 15000 gute Hinterladergewehre und 14 Kanonen, alle seine Kämpfer sind von glühendem Fanatismus beseelt, der sie zu Helden macht, während der Mut und die Kampfestüchtigkeit der ägyptischen Soldaten sehr zweifelhafter Natur sind. Außerdem ist der Wassermangel schrecklich, alle Brunnen sind zerstört und die Armee kann immer nur für einen Tag Wasser mit sich nehmen. Nach meiner Meinung sind wir verloren, wenn die Armee überrascht wird, während wir sonst wohl siegen können."

So zog denn nun die Expedition von Duem am Nil ab, spärlich nur drang Kunde von ihrem weiteren Vormarsch nach Chartum; am 10. Oktober kam die letzte direkte Nachricht, von da an fehlte wochenlang jede Mitteilung. In Chartum und Kairo entstand infolge dieses Ausbleibens jeder Nachricht eine beängstigende Aufregung, schwere Bedenken wurden laut und man hatte nur wenig Hoffnung auf einen guten Ausgang der Expedition. Da endlich am 19. November langten die ersten Nachrichten an, sie waren niederschmetternd. Die ganze Armee, Hicks Pascha an der Spitze, war mit allen Offizieren vernichtet, niemand war entkommen, alle waren niedergemacht! Ein zurückgekehrter Kameltreiber, der den Zug mitgemacht, erzählte folgendes: „Bald nach dem Verlassen Duems fanden kleinere Scharmützel mit den Aufständischen statt, die aber ohne Verlust für die Armee verliefen. Am 2. November nach einem langen Marsche in einem Walde wurden sie von den Feinden überrascht,

aber das Heer bildete Carré und brachte den Mahdisten eine schwere Niederlage bei; die Nachtrast wurde auf dem Schlachtfelde gehalten. Am folgenden Tage wurde der angreifende Feind wiederum zurückgeschlagen und der Marsch nach Kaschgil angetreten. Hier wurde die Armee von zahlreichen Feinden angegriffen, die Schlacht dauerte den ganzen Tag und die Nacht bis zum Morgen des 5. November. Die ägyptischen Soldaten fochten tapfer, litten aber entsetzlich von Durst, da aller Wasservorrat erschöpft war. Als die Aegypter nun auf einige Brunnen vorrückten, wurden sie wiederum von allen Seiten angegriffen und nach einem heftigen Hauptangriff trotz der verzweifeltsten Gegenwehr besiegt und niedergemacht." Die fürchterliche Hitze, die schreckliche Wassersnot und die fortwährenden Angriffe der Mahdisten bei Tag und Nacht hatten die Armee so erschöpft, daß sie dem schließlichen Gesamtansturm erliegen mußte. Alle Offiziere, darunter 13 Europäer, wurden getötet und ebenso fast die gesamte Armee; die Zahl der Toten soll so groß gewesen sein, daß der Mahdi aus den Schädeln eine Pyramide auf dem Schlachtfelde bauen ließ.

Durch diesen großen Erfolg des Mahdi stieg sein Ansehen unter der Bevölkerung ungeheuer und ungezählte Scharen gingen zu seiner Fahne über. In Aegypten wurde die Lage immer bedenklicher, denn auch nach dem Osten des Nils waren Abgesandte des Mahdi vorgedrungen und die Araber in der Gegend von Suakin am roten Meere erhoben sich unter der Führung eines früheren Sklavenhändlers Osman Digma. Als derselbe bei Tokar und Suakin die Truppen der Regierung besiegte, wurde der General Baker mit einem Heere nach Suakin gesandt. Diese Armee war aus den schlechtesten Soldaten, die es geben konnte, zusammengesetzt, von feigen, unbrauchbaren, ägyptischen Offizieren und einigen Europäern befehligt; ihr war von vornherein nicht viel zuzutrauen. Bald nach nach seiner Ankunft in Suakin im Dezember 1883 ging Baker Pascha mit seiner Armee, die 4000 Mann und 8 Kanonen zählte, in das Innere vor. In der Nähe des Brunnens El-Teb wurde sie von Osman Digma angegriffen und die feigen Aegypter erlagen fast ohne Widerstand dem Feinde. Vergeblich waren alle Versuche Bakers und der europäischen Offiziere, Ordnung in die durch Angst und Furcht verwirrten Massen zu bringen, das feige, erbärmliche Gesindel lief in Entsetzen und Todesangst davon und alles löste sich in sinnlose Flucht auf. Waffen, ja sogar Kleider wurden weggeworfen, um besser laufen zu können, nicht eher kamen die wie wahnsinnig um ihr Leben rennenden Menschen zur Vernunft, bis sie die Meeresküste und die Schiffe erreicht hatten. Die Niederlage war eine schmähliche und schreckliche; 11 europäische Offiziere und 2370 Soldaten wurden von den Anhängern Osman Digmas

niedergemacht, Baker entging nur mit genauer Not dem gleichen Schicksale. Suakin, das jetzt ernstlich bedroht war, wurde unter englischen Schutz gestellt und mit englischen Marinesoldaten besetzt.

In dieser verzweifelten Lage veranlaßte die englische Regierung zu London den Khedive zu dem Entschlusse, den ganzen Sudan mitsamt Chartum aufzugeben und die Stationen zu räumen. Zu diesem unheilvollen Entschluß war aber ein tüchtiger General nötig, welcher der schwierigen Arbeit, die Truppen ohne Verlust aus dem Sudan zurückzuziehen, gewachsen war. Die Wahl dieses Mannes fiel auf General Gordon, den früheren Generalgouverneur und großen Kenner des Sudans, der nach seinem Austritte, seiner rastlosen Natur entsprechend, China und die halbe Erde bereist hatte. Gordon nahm die Wahl an und er wurde von der englischen Regierung beauftragt, den Sudan zu räumen und die ägyptische Bevölkerung nach Aegypten in Sicherheit zu bringen; er wurde Oberbefehlshaber des Sudan mit absoluter Machtvollkommenheit.

Ungeheuerlich waren die Schwierigkeiten, die sich Gordon entgegenstellten; sein anfänglicher Plan, die eingeborenen kleinen Herrscher wieder in ihre Stellungen einzusetzen und sie alsdann gegen den Aufstand zu gebrauchen, mußte alsbald als gänzlich nutzlos erkannt und aufgegeben werden, ebenso war die Räumung des Sudans unmöglich, da sofort die wildeste Anarchie eingerissen wäre; Gordon wollte deshalb den Sudan von Sudanesen selbst verwalten lassen. Nutzlos waren alle die Riesenanstrengungen, die der unermüdliche Held, der begeisterte Apostel der Menschenliebe machte, die Bewegung war zu stark geworden, sie konnte nicht mehr gehemmt werden. Bald wurde die Stadt Chartum von den Mahdisten belagert und am 25. Januar 1885 durch Verrat überrumpelt und eingenommen; die ganze Besatzung und Bevölkerung, Gordon an der Spitze, wurden niedergemacht, Tausende von Weibern und Kindern in die Sklaverei geschickt. Die ganze Welt betrauerte den heldenmütigen Mann, der, von allen verlassen, durch die Unfähigkeit der Regierung und ihrer Beamten schmählich zu Grunde gehen mußte, mit ihm war das Schicksal des Sudans besiegelt — es war für Aegypten verloren.

Die Folgen des Mahdi-Aufstandes für die Aequatorialprovinz.

Kapitel XI.

Die Folgen des Mahdi-Aufstandes für die Aequatorialprovinz.

Nachdem wir im vorigen Kapitel in großen Umrissen den Mahdiaufstand geschildert haben, wie es zum Verständnis des Folgenden nötig war, kehren wir wieder zu Emin Pascha zurück. Im Sommer 1882 hatte sich Emin einige Monate amtlicher Geschäfte wegen in Chartum aufgehalten. Da jedoch seine Anwesenheit in der Provinz erforderlich wurde, fuhr er sobald als möglich auf dem Dampfer „Ismaila" den weißen Nil aufwärts, seinem Lande zu. Nach einer angenehmen Fahrt langte der Dampfer in Faschoda an und hier erfuhr Emin zu seinem Schrecken die gänzliche Vernichtung der Armee Jussuf Paschas. Die Stadt Faschoda war von Soldaten entblößt, sie konnte sehr leicht genommen werden, da auch die umwohnenden Schilluk, die sich an dem Kriegszuge beteiligt hatten, erbittert und mißtrauisch durch ihre großen Verluste, auch ihr Chef war gefallen, von der Regierung abtrünnig geworden waren und sich weigerten, noch ferner Kriegsdienste zu thun. Emin war daher froh, als die Reise weiterging und er über Sobat nach Schambé und Bor kam, Stationen, die schon in seinem Lande liegen; von hier aus erreichte er bald seine Residenz Ladó. In der Aequatorialprovinz war alles ruhig, alle Nachrichten aus Süden und Westen seiner Provinz zeugten von tiefstem Frieden, aber aus der Bahr-el-Ghasal-Provinz drang die Kunde, daß auch dort der Aufstand ausgebrochen sei und dem tapferen Gouverneur Lupton Bey viel zu schaffen mache. So tobte rings um die Aequatorialprovinz Krieg und Aufruhr, die Provinz selbst blieb dank der Beliebtheit und Achtung, die Emin bei allen Stämmen genoß, unberührt davon. Der Gouverneur konnte sich also seinen Geschäften vollauf widmen, bis im Anfang des Jahres 1883 die Meldung zu ihm kam, im Sandeh- und Monbuttugebiete fange der Aufstand ebenfalls an, sein

Haupt zu erheben; sofort machte er sich auf den Weg dorthin und bereiste, wie uns bekannt, das ganze Monbuttuland. Die Nachrichten erwiesen sich als richtig, denn als Emin in der Station Mundu am Dongu eintraf, fand er, daß eine Reihe kleiner Sandehchefs, die sich meistens durch Gewalt zu ihrer Würde aufgeschwungen hatten, raubend und plündernd das Land terrorisierten, einer von ihnen hatte sogar eine Truppe mit 35 Gewehren unter sich. Da Emin fast ohne militärische Begleitung die Reise unternommen, forderte er die abtrünnigen Chefs auf, vor ihm zu erscheinen, aber sie verweigerten den Gehorsam, und nun nahm Emin in der folgenden Nacht mit 10 Mann durch einen kühnen Handstreich den Chef des nächsten Dorfes gefangen, konfiszierte seine Gewehre, etwa 20 an der Zahl und schickte den Häuptling selbst in die Verbannung. Bald darauf erlangte er auch die 35 Gewehre des erwähnten Aufrührers, der selber entflohen war. Alle geraubten Frauen und Kinder wurden ihren Angehörigen wieder zugestellt, neue Chefs wurden gewählt und bald war die Ruhe im Sandehgebiete durch das energische Eingreifen des Gouverneurs wieder hergestellt, der sich nun nach dem Monbuttu-Lande begeben konnte.

Die Reise durch das Monbuttu-Land verlief, wie schon früher erzählt, günstig, aber plötzlich kam die Nachricht aus dem Norden, die Dinkastämme hätten die Station Rumbehk überfallen und alles niedergemacht, wodurch Emin veranlaßt wurde, eiligst nach dem Norden zu reisen und seine Soldaten nach dem Dinkagebiet zu dirigieren, die dort bald Ruhe und Ordnung wiederherstellten. Im Oktober 1883 war Emin wieder in Ladó. Leider hatte er von Chartum gar keine Nachricht, da seit mehreren Monaten kein Dampfer, um den er so dringend gebeten hatte, angekommen war; die Verbindung mit dem Bahr-el-Ghasal-Gebiete war vollständig unterbrochen, da die dort wohnenden Dinka sich empört und sogar einen weißen Reisenden, der sich den Weg durch ihr Gebiet trotz allen Abratens erzwingen wollte, erschlagen hatten. Die letzten Nachrichten von Lupton Bey meldeten, daß derselbe sehr über seine Kräfte in Anspruch genommen sei und viele Leute verloren habe, da in der ganzen Provinz der Aufruhr tobe und daß auch er von der Chartumer Regierung gar nicht oder wenigstens durchaus nicht hinlänglich unterstützt würde. Infolge dieser beunruhigenden Lage bat Emin Pascha brieflich den Dr. Junker, der sich auf einer Forschungsreise im Westen der Provinz befand, sich nicht nach dem unsicheren Bahr-el-Ghasal zu begeben, sondern über Monbuttu zu ihm zu kommen, um von hier aus seine beabsichtigte Heimreise zu bewerkstelligen, die über den Bahr-el-Ghasal wegen des Aufstandes beinahe unmöglich war. Dr. Junker schrieb aber nach einiger

Zeit, daß er nicht kommen werde, sondern über die Meschra im Bahr-el-Ghasal die Heimreise antreten wolle; ihm war offenbar die ganze Ausdehnung des Aufstandes noch unbekannt.

Emin saß mittlerweile in Ladó und wartete von Tag zu Tag auf den Chartumer Dampfer, der aber nicht kam. Der Gartenbau war arg geschädigt worden durch die große Ueberschwemmung des Bahr-el-Djebel und mit großer Mühe wurden die Schäden wieder ausgebessert. Die Zeit wurde mit Amtsgeschäften und Anbauversuchen hingebracht, dazwischen schrieb Emin Briefe und Berichte an Professor Schweinfurth und erhielt sich in Korrespondenz mit dem italienischen Forscher, Kapitän Casati, der im Südwesten seiner Provinz sich aufhielt. So ging das Jahr 1883 hin ohne weitere Unruhen und ohne Nachrichten von Chartum. Im Januar 1884 kam plötzlich Dr. Junker bei Emin zu dessen größter Freude an; den Weg über Bahr-el-Ghasel hatte Junker auf Anraten Lupton Beys aufgegeben.

Die Lage wurde allmählich immer kritischer. Lupton Bey war in der Bahr-el-Ghasal-Provinz schmählich von seinen Leuten in Stich gelassen worden, die ganze Provinz kam in die Hände der Aufständischen; die Dokumente und Bücher des Gouvernements wurden von den Danagla verbrannt, die Magazine geplündert, die Waffen und Munition verteilt und verkauft und der Gouverneur Lupton Bey selbst wurde gefangen nach Kordofan zum Mahdi geschickt. Befehlshaber der Mahdistenarmee in Bahr-el-Ghasal war Emir Keremallah, der an Emin Pascha einen Brief schickte mit der strikten Aufforderung, sich mit seinen Leuten dem Mahdi zu unterwerfen und zu ihm zu stoßen, der ganze Sudan sei unterworfen, die Stadt Chartum belagert, der ägyptische General Hicks Pascha sei mit seiner Armee vernichtet und dasselbe Schicksal stände ihm bevor, falls er sich nicht sofort unterwerfe. Was sollte der Gouverneur in dieser gefährlichen Lage beginnen? Von Chartum war er seit anderthalb Jahren ohne jegliche Nachricht und Unterstützung geblieben, Gewehre und Munition fehlten ihm, seine Soldaten waren über die ganze Provinz zerstreut, die Magazine standen leer, kurzum, er befand sich in einer sehr kritischen Lage. Er beschloß daher, in einer Versammlung seinen Beamten die Sache auseinanderzusetzen und sie um ihre Ansicht zu fragen. Die Beamten stimmten alle für Unterwerfung unter den Mahdi und es wurde beschlossen, eine Deputation, bestehend aus Emin Pascha, dem Kadi und noch einigen Leuten an den Bahr-el-Ghasal zu Keremallah zu schicken. Emin wollte sich sehr ungern von Ladó entfernen, da er sich auf seine Beamten keineswegs verlassen konnte und wußte, daß nach seinem Fortgange alles drunter und drüber gehen würde; deshalb berief er noch eine Versammlung, in

der er eindringlichst das Unthunliche seiner Sendung hervorhob und vorschlug, den Kadi als Chef der Mission abzusenden. Seine Ansicht drang durch, der Kadi wurde abgeschickt mit der Weisung, von Keremallah zu verlangen, daß alles bleibe in der Provinz wie jetzt, bis der Gouverneur Dampfer und Boote hätte, um mit seinen Soldaten nach Chartum fahren zu können, daß jeder feindliche Einfall in die Provinz vermieden werde und sich die Truppen des Mahdi jeder Ausschreitung gegen die sudanesischen Soldaten enthielten. Die Deputation ging ab und Emin freute sich sehr, nicht mitgegangen zu sein; denn bald darauf fing er einige Briefe Keremallahs an seine arabischen Beamten auf, worin letztere aufgefordert wurden, von dem Gouverneur abzufallen und zu desertieren. Dr. Junker reiste nach Dufilé, wo er abwarten wollte, bis die Straße nach Sansibar, über welches er heimzukehren gedachte, frei sei. Emin sonderte die unzuverlässigen Elemente unter seinen Beamten, besonders seine Schreiber, aus, um sie nach Makraka zu schicken, wurde daran aber durch folgenden Vorfall verhindert.

Der Chef der Verwaltung im Makrakalande, ein Araber Ibrahim Aga, war, obwohl er Emin ganz allein seine Stellung zu verdanken hatte, plötzlich abgefallen, trotzdem er Briefe voller Ergebenheit an den Gouverneur gerichtet hatte. Er hatte die Station Wandi überfallen und ausgeplündert und durch einen ägyptischen Offizier, der ebenfalls Treubruch beging, die Garnison zum Abfall auffordern lassen, was diese aber ablehnte. Allerlei Danagla-Gesindel lief dem Ibrahim Aga zu, der mordend und sengend nach Kabajendi marschierte. Dort wurde alles geplündert, der Stationschef Mustapha Aga in Ketten gelegt, Frauen und Kinder fortgeschleppt. In Kudurma blieb die Bande eine Zeitlang, um sich Proviant für den beabsichtigten Marsch ins Bahr-el-Ghasal-Gebiet zusammenzurauben, hier stießen auch die Danagla und Mundu zu den Aufständischen. Emin warf sofort alle verfügbaren Soldaten nach Makraka und regte die Negerbevölkerung gegen die Aufständischen auf, unter denen außerdem wegen des gefangenen Mustapha Streit ausgebrochen war. Ibrahim Aga ging, von wenigen Soldaten und Danagla begleitet, nach Ssabbi, während der abgefallene ägyptische Offizier mit den übrigen in Kudurma blieb, um nach Ablauf der Regenzeit ebenfalls nach Norden zu marschieren.

Inzwischen langte die Nachricht an, daß sich die Mitglieder der vom Gouverneur abgesandten Deputation entzweit hätten. Der Führer derselben, der Kadi, hatte erklärt, er ginge nur nach dem Ghasal, um Hilfstruppen zu holen, nachher sollten Emin und seine Beamten aufgeknüpft werden, derselben Ansicht war der auch an der Mission beteiligte Schul-

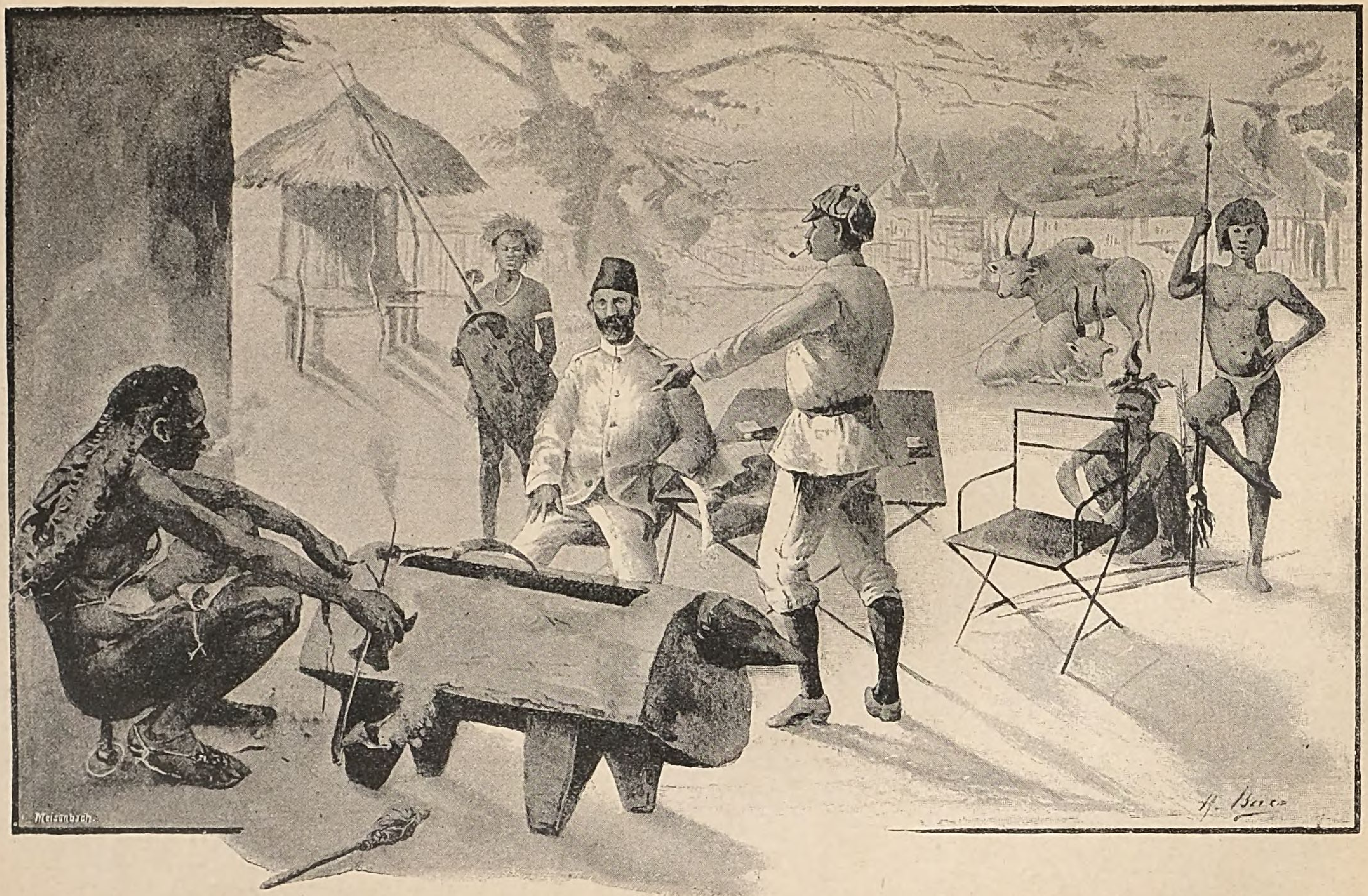
lehrer; die beiden fanden aber Widerstand bei den drei andern Teilnehmern, welche schließlich den Kadi und Schullehrer gefangen nahmen und nach Ladó schickten, wo sie übrigens nie ankamen; sie selbst setzten die Reise nach Ssabbi im Bahr-el-Ghasal fort. Die abenteuerlichsten Gerüchte liefen von allen Seiten in Ladó ein; Chartum sei belagert, Gordon Pascha selbst rücke mit einem riesigen Heere heran und anderes mehr, Genaues und Bestimmtes konnte der von allen Seiten abgeschlossene Gouverneur nicht erfahren. Allmählich zog Emin seine Truppen in den Hauptstationen zusammen, zu seinem größten Bedauern mußte er die weniger wichtigen Stationen aufgeben, die Distrikte Fauwera, Fadibek und Lattuka wurden von allen Soldaten entblößt und ebenso sollten Rumbehk und Ajak aufgegeben werden. Faschoda und Sobat waren schon längst in den Händen der Aufständischen und Emin hatte große Sorge um die Station Bor, von der er lange Zeit keine Nachricht hatte, und zu welcher er auch durch das aufständische Gebiet keine Mitteilung gelangen lassen konnte. Seine größte Barke hatte er nämlich vor längerer Zeit mit Korn und Munition nach Bor gesandt und der Verlust derselben wäre unter den jetzigen Umständen sehr empfindlich gewesen. Zum Glück trafen die Befürchtungen nicht ein; denn Ende August kamen ganz unvermutet elf Soldaten unter Führung eines Sergeanten aus Bor in Ladó an und meldeten, daß die Station im besten Wohlsein und alles unversehrt sei, und daß von Schambé, welches von den Negern zerstört worden war, sich noch einige Soldaten nach Bor gerettet hätten. Dann kam noch die Nachricht, daß der Nil im untern Laufe verstopft sei und mehrere Dampfer infolge dessen nicht zu ihm gelangen könnten. Die Nachricht, daß Dampfer aus Chartum kommen würden, sobald der Nil wieder frei sei, teilte er allen seinen Leuten mit, um ihren Mut und ihre Ausdauer von neuem zu beleben und anzufachen.

Mittlerweile kamen auch Meldungen aus dem Bahr-el-Ghasal-Gebiete des Inhalts, daß unter den Aufständischen schon Zwietracht und Streit ausgebrochen sei; eine ganze Anzahl Waffenträger und Dragomane hätten sich gegen die Danagla empört, mehrere von ihnen getötet und einige Plätze in Besitz genommen; für den bedrängten Gouverneur wäre eine Uneinigkeit der Feinde von großem Vorteile gewesen, er reizte daher besonders auch die Negerstämme gegen die Danagla auf. Die in Kudurma sich befindlichen abtrünnigen Soldaten hatten sich nach Bedrohung der Station Wandi über Gosa nach Ssaddi begeben, waren aber dort mit den aufständischen Faruchs schon in blutigem Gefecht zusammengeraten. Rumbehk und Ajak wurden nach und nach glücklich geräumt, alle Munition und die Soldaten nach Amadi geschafft, welcher Ort als

Hauptoperationspunkt ins Auge gefaßt wurde; waren alle Soldaten in Amadi angekommen, dann wollte der Gouverneur mit der gesamten Streitmacht einen entscheidenden Angriff auf die Aufständischen machen. Die Station Ladó war unterdes zu einer stattlichen Festung umgewandelt worden, Emin hatte sie mit tiefem Wallgraben, hohen Wällen und Bastionen umgeben, um sich bis aufs äußerste verteidigen zu können. Trotzdem er von der ägyptischen Regierung vollständig verlassen und aufgegeben war, that er ihr doch brieflich seinen Entschluß kund, sich bis auf den letzten Mann verteidigen zu wollen. Diesen Brief schickte er an Kabrega, damit von dort aus versucht würde, ihn bis zur Küste und dann nach Kairo zu senden.

Bald begann um Amadi der eigentliche Kampf. Emir Keremallah, der in kurzen Zwischenräumen Drohbriefe mit der Aufforderung, sich zu ergeben, an Emin Pascha gesandt hatte, schickte eine große Abteilung Danagla unter den Befehl Abd-el-Schammats nach Amadi, um dasselbe zu erobern. Dreimal wurde die Station angegriffen und jedesmal die Angreifer von der tapferen Besatzung mit großem Verluste zurückgeschlagen, während die Besatzung nur einen Verwundeten hatte. Am 2. Dezember 1884 kam es zu einem heftigen Gefecht. Die Besatzung griff das Lager der Mahdisten an, erstürmte es und richtete große Verheerung an, mußte aber schließlich vor dem massenhaften Andrängen der Agahr-Neger zurückweichen, aber es gelang, die Verwundeten glücklich nach Amadi hereinzubringen. 12 Tote und 18 Verwundete hatte die Besatzung verloren, während der Verlust des Feindes ein erheblich größerer war, so daß die Agahrneger aus Verdruß darüber sich zurückzogen.

Viele Negerstämme, so besonders die Makraka, standen treu zum Gouverneur und das waren die Früchte seiner guten Behandlung, die er immer den Negern hatte angedeihen lassen. In Makraka befand sich auch der Kapitän Casati, der aus Monbuttu dorthin gekommen war; Dr. Junker war wieder nach Ladó zurückgekehrt, wo sich auch der größte Teil seiner Sammlungen befand. In Ladó mußten sie sich durchhelfen, so gut es ging; Proviant und Nahrungsmittel waren zur Genüge vorhanden, aber Kleidungsstoffe fingen an zu fehlen, weshalb Emin den König Mtesa von Uganda bat, Sansibar-Kaufleute ihm zuzuschicken. So kam unter allerlei kriegerischen Vorbereitungen das Neujahr 1885 heran, nicht ohne daß zu Ende des Jahre 1884 noch ein Unglück passiert wäre. Die in Vor stationierten Soldaten hatten nämlich zum Zweck der Verproviantierung einen Ausfall gemacht, bei dem fast alle umgekommen waren. Der Gouverneur sandte sofort zwei Boote mit Munition und Soldaten nach Bor, um diese Station zu halten. Dann schickte er 165 mit Gewehren bewaffnete



Emin und Jephson in der Gefangenschaft.

Soldaten nebst 800 mit Lanzen und Schild ausgerüstete Bombé-, Moru- und Makraka-Neger nach Amadi, um die Belagerer dort zu vernichten. Plötzlich erhielt aber Emin Briefe aus Amadi von seinem früheren Schreiber Osman Effendi, der abtrünnig geworden war und ihm jetzt mitteilte, er sei an der Spitze von 400 Mann vor Amadi erschienen, jeder Widerstand sei vergeblich, der ganze Sudan bis Suakin sei in den Händen des Mahdi, Tausende von Arabern und Beduinen zögen heran und dann sei es um alle geschehen. Da der Gouverneur hieraus ersah, daß Chartum zu erreichen ein Ding der Unmöglichkeit sei, beschloß er, nach dem Süden sich zurückzuziehen, wo er bei einem der Negerkönige Anfina, Kabrega oder Mtesa gute Aufnahme zu finden hoffte, um von da schließlich nach Sansibar zu gelangen. Zuvörderst ging Dr. Junker zu Anfina mit allen Briefen und Sammlungen, von denen leider ein sehr wertvoller Teil im Bahr-el-Ghasal verloren gegangen war; Junker reiste am 26. Januar 1885 zu Anfina ab, nachdem Kapitän Casati am 23. Januar aus Makraka in Ladó angekommen war.

Als längere Zeit ohne Nachricht aus Amadi verstrich, schickte der Gouverneur einen Beamten dorthin, um sich über die Lage zu vergewissern; die Offiziere, die bis dahin immer gezaudert hatten, beschlossen jetzt einen Angriff auf die Danagla, der von solchem Erfolge war, daß die Verschanzungen der Danagla erstürmt, die Hütten niedergebrannt und viel Munition zerstört wurde. Anstatt nun aber den Sieg auszunutzen, hatte der kommandierende Offizier trotz des Protestes der Offiziere und Soldaten den Rückzug auf Amadi befohlen, wo er sich völligem Nichtsthun hingab. Aus den Antworten, die der Kommandierende auf die energische Aufforderung Emins nach Ladó schickte, ersah letzterer, daß diesem Offizier, der von den schmutzigsten Interessen geleitet wurde, nicht zu trauen sei und für Amadi das Schlimmste zu befürchten wäre; Emin befahl deshalb dem Chef der Makraka, sofort zur Verstärkung nach Amadi zu marschieren, aber dieser dem Schnapsgenuß ergebene Mensch konnte sich von seinem Branntwein nicht trennen und zog den Abmarsch lange Zeit hin.

Das Schicksal Amadis war besiegelt. Ende Februar war Keremallah selbst mit großem Gefolge vor der Station angelangt und hatte den Kommandierenden Murdjan Aga aufgefordert, sich zu ergeben. Die Station wurde von allen Seiten umzingelt, sogar von dem nahen Flusse abgeschnitten, und nun begannen für die tapfere Besatzung Tage der schrecklichsten Not. Die Nahrungsmittel gingen zur Neige, 19 Tage lang fristeten die Soldaten ihr Leben von Rindshäuten, ja aßen schließlich ihre Sandalen, während der schnapstrinkende Kommandierende vollständig unthätig blieb; er machte keinen Ausfall, trotzdem er wußte, daß

mittlerweile der Chef von Makraka und andere Hilfstruppen zum Entsatz gekommen waren und schon fortwährend mit den Danagla kämpften. Die Makraka zogen schließlich unwillig ab. In Amadi wurden zu guterletzt die Soldaten von einigen höheren Offizieren zur Uebergabe aufgefordert, sie weigerten sich aber und machten nun gegen den Willen des Kommandierenden unter Führung von sechs braven Offizieren einen Ausfall, schlugen sich durch die Danagla, denen sie schwere Verluste beibrachten, durch und gelangten glücklich nach Wandi im Makrakalande; drei Offiziere und 260 Mann waren dort wohlbehalten angekommen. So fiel Amadi durch die Unthätigkeit, Böswilligkeit und Schurkerei des Höchstkommandierenden in die Hände der Mahdisten. Später stellte es sich heraus, daß der Kommandierende mit zwei Offizieren die Uebergabe beschlossen und sich deshalb schon schriftlich an Keremallah gewandt hatte und nur der Tapferkeit und Treue der Soldaten und einiger Offiziere war es zu danken, daß wenigstens die Besatzung zum größten Teil sich rettete.

Die Lage Emin Paschas wurde nun mit jedem Tage kritischer und gefährlicher. Am 1. April überreichten ihm alle Militär- und Zivilbeamten eine Schrift, in der sie ihn ersuchten, alle Stationen im Süden preiszugeben und sich auf die Linie Ladó-Kiri zu beschränken. Trotzdem Emin klar einsah, daß die Ausführung dieses Planes sicherer Untergang gewesen wäre, da er sich dadurch den einzig möglichen Rückzug nach Süden abschnitt und sich in dem unfruchtbaren Lande um Ladó dem Hunger preisgab, half doch alles Ueberreden bei den schon verzweifelten Beamten nichts und so willigte denn Emin zum Schein in den Plan ein und erteilte die nötigen Befehle.

Inzwischen hatten sich die Danagla in Amadi festgesetzt und ihre Patrouillen kamen bis nahe vor Ladó. Keremallah sandte zwei Briefe an Emin; in dem einen erzählt er die Eroberung Amadis, die Ermordung des Kommandanten Murdjan Agas und eines Offiziers und fordert Emin auf, sich mit allen seinen Leuten binnen zehn Tagen in Amadi einzufinden, um sich ihm zu ergeben, widrigenfalls er Ladó erobern werde. Der zweite Brief, mehr privater Natur, erzählte, er, Keremallah, sei nur Emin zu Hilfe gekommen, er möge sich daher vertrauensvoll in seinen Schutz begeben. Die Ueberbringer dieser Briefe erzählten, bei Keremallah seien viele Leute aus Kordofan eingetroffen und der Sklavenhandel stehe mehr in Blüte, als je zuvor. Der Gouverneur ließ selbstverständlich die Schreiben ohne Antwort; die Danagla rückten immer weiter vor und wiegelten auch die Negerstämme auf, so daß die Station Wandi ebenfalls aufgegeben werden mußte. Die Besatzung zog sich nach einem siegreichen Ausfall mit allen Kranken und Angehörigen glücklich nach Bedden zurück.

In Ladó fing allmählich der Getreidemangel an fühlbar zu werden, Emin sandte daher seine Schreiber und Beamten nach Gondokoro, wo Proviant im Ueberfluß vorhanden war. Unterdes waren wieder Briefe von Keremallah eingetroffen, welche die wichtige Nachricht enthielten, Chartum sei nach längerer Belagerung am 25. Januar 1885 vom Mahdi erstürmt, Gordon, der Feind Gottes, sei mit seinen Leuten gefallen und alles außer Frauen und Kindern sei niedergemacht worden. Aus der Fassung der Briefe konnte Emin nicht ersehen, ob sie die Wahrheit enthielten oder erdichtet waren, und so blieb er über die thatsächlichen Ereignisse völlig im Unklaren.

Die Soldaten aus Makraka waren mittlerweile ohne Unfall nach Bedden und Redjaf zurückgezogen worden, die Station Vor mußte mit der kleinen Besatzung aufgegeben werden, da ihnen keine Hilfe mehr geschickt werden konnte und sie sich weigerten, nach Ladó zu kommen, weil fast alle Angehörige in Vor hatten. In Anbetracht der immer gefährlicher werdenden Lage berief der Gouverneur alle Offiziere in Ladó zu einer Beratung zusammen, er selbst nahm an derselben, nachdem er die Sachlage auseinandergesetzt, nicht länger teil, um nicht auf die Entscheidung einzuwirken, dagegen war Kapitän Casati zugegen. Es wurde einstimmig beschlossen, da in Anbetracht des Getreidemangels in Ladó, Redjaf und Bedden 2c. die Leute nicht ernährt werden könnten, außerdem durch Entsendung von Requisitionstruppen die Munition aufgebraucht und die Soldaten unnützen Gefahren ausgesetzt würden, daß alle Frauen, Kinder und Sachen nach Süden zu schaffen seien und die Stationen selbst nur von Soldaten besetzt werden sollten, die im Notfall sich auch nach Süden zurückziehen und dort alle ihre Kräfte konzentrieren sollten. Es müsse nach Süden marschiert werden, da der Rückzug nach Norden wegen Verlegung der Straße nicht durchzuführen sei und man auch über das Schicksal Chartums nichts Genaues wisse; im Süden besäßen sie in Dufilé und Wadelai feste Stützpunkte in einem kornreichen Lande, von dort aus könnten sie gegebenen Falls Nachrichten nach Sansibar und Aegypten gelangen lassen oder aber, wenn alles fehlschlagen sollte, sich unter den Schutz Kabregas oder Mtesas stellen. Sofort nach bekannt gemachtem Beschluß ging man an die Ausführung desselben. In Ladó blieben nur drei Kompagnien mit ihrem Kommandeur Major Ruhan-Aga; Emin selbst ging nach Gondokoro, um den Transport nach dem Süden zu leiten und zu überwachen. Der Transport wurde aber von Ladó aus lässig betrieben und es drang sogar das Gerücht zu Emin, die in Ladó zurückgelassenen Offiziere beabsichtigten, nicht nach Süden, sondern nach Norden zu gehen, und der Gouverneur traute ihnen nicht mehr vollständig,

trotzdem auf seine Vorstellung ihn alle Offiziere schriftlich ihrer Treue versicherten.

Von Gondokoro ging Emin Pascha nach Süden, nachdem er den strengen Befehl hinterlassen hatte, die dort wohnenden Barineger gut zu behandeln, damit diese sich nicht auch empörten. Auf dem Marsche stieß ein Unteroffizier, der bei Amadi gefangen, später entkommen war, zu ihm und dieser berichtete, daß die Danagla große Verluste gehabt hätten und sich vorbereiteten, nach dem Bahr-el-Ghasal zu gehen, daß die Gefangenen schlecht behandelt und in Ketten gelegt wären. Von Muggi und Laboré, wohin Emin jetzt kam, schickte er Proviantkolonnen nach Ladó, und hier erfuhr er auch, daß die Danagla wirklich abgezogen seien. Kapitän Casati stieß jetzt auch wieder zu ihm und es kamen Briefe von Dr. Junker an, welcher meldete, daß es ihm nicht geglückt sei, Briefe und Botschaften durch Kabregas Leute nach Sansibar zu befördern. Unter schwerer Arbeit, die sich im Ueberwachen des Transportes und der Pflege der Verwundeten teilte, ging der Gouverneur nach Dufilé und von da weiter nach Wadelai, welches von jetzt ab zum Hauptquartier ausersehen wurde. Das erste, was Emin hier unternahm, war die Absendung eines Boten an Kabrega, damit er mit diesem in Verbindung blieb, um sich im Notfall zu diesem Fürsten, der ihm immer freundlich gesinnt war, zurückziehen zu können. Allerlei Gerüchte drangen nach Wadelai, aber keins konnte auf seine Wahrheit geprüft werden, nur soviel war Emin klar geworden, daß er und seine Provinz von der Regierung aufgegeben und nur auf sich selbst angewiesen sei. Aus Makraka traf die Nachricht ein, das ganze Land sei von den Danagla, die sich nach dem Bahr-el-Ghasal zurückgezogen hätten, vollständig geräumt, es trat daher endlich etwas Ruhe ein.

Kabrega sandte bald drei Boten mit Grüßen und der herzlichen Aufforderung, doch möglichst bald zu ihm zu kommen; er ließ auch melden, daß seit dem Tode Mtesa's, der kürzlich gestorben war, die Waganda fortwährend Einfälle in sein Gebiet machten. Emin sandte die Boten mit Geschenken zu Kabrega zurück und erwartete dessen Gesandtschaft. Der von Dufilé gekommene Dampfer brachte aber jetzt betrübende Nachrichten mit. Der in Ladó kommandierende Major hatte trotz der Befehle Emins keine Verstärkung nach Bor geschickt, welches schließlich von den Negern erobert und zerstört worden war. Erst auf die Nachricht hiervon hatte der Major 200 Soldaten nach Bor geschickt, die viel Munition zurückeroberten, aber sich leider verleiten ließen, weiter nach Norden zu marschieren, wo sie von großen Massen Negern umzingelt und versprengt wurden, erst 43 Mann hatten sich von der ganzen Schar

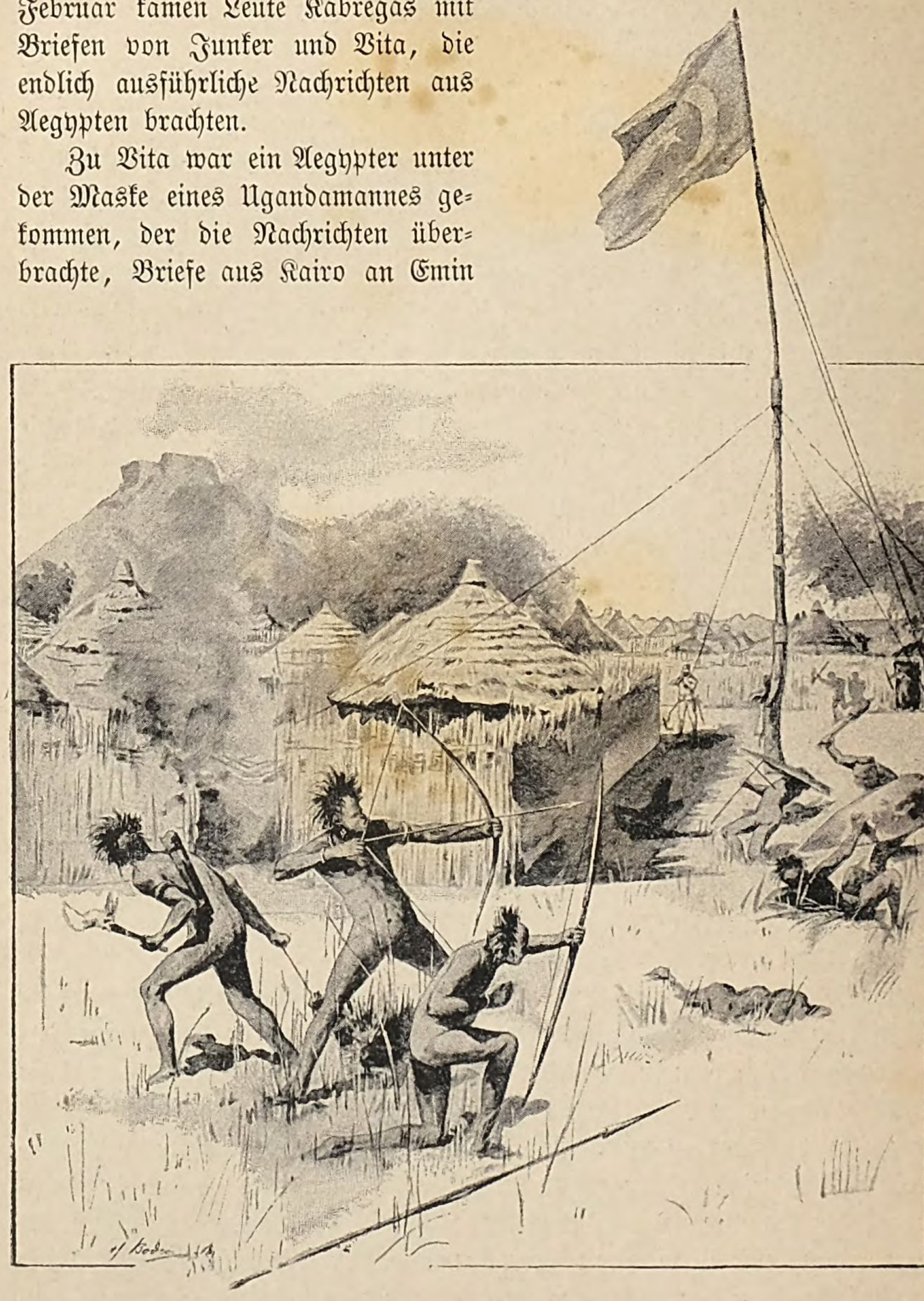
wieder eingefunden. Infolge dieser Thorheit hatten sich nun auch die Bari empört und vereint mit den Dinka- und Niambara-Negern Ladó angegriffen, das sie jetzt, da der erste Angriff abgeschlagen worden, unter Führung des Chefs Befo belagerten.

Ende Oktober traf eine große Gesandtschaft Kabregas mit Briefen und vielen Geschenken an Kleidungsstoffen und sonstigen nötigen Sachen in Wadelai ein und Kabrega ließ seinen Freund auffordern, zu ihm zu kommen. Mssiga, der Führer der Gesandtschaft, ein alter Bekannter Emins, erzählte, der neue Herrscher Ugandas, Muanga, habe alle Beamten seines Vaters töten lassen und zwischen den beiden Ländern Uganda und Unyoro herrsche jetzt ein sehr gespanntes Verhältnis. Am 31. Oktober kam der Dampfer von Dufilé, welcher meldete, daß die Verbindung mit Ladó und Gondokoro noch immer unterbrochen wäre und daß die Bari deshalb abgefallen seien, weil die Kommandierenden in beiden Stationen unvernünftigerweise Rinderrequisitionen im Barilande veranstaltet hatten. Da nur unter dem größten Aufwande an Leuten und Munition das ohnehin wenig nutzbringende Bariland wieder erworben werden konnte, beschloß der Gouverneur, Ladó und Gondokoro allmählich aufzugeben und die Leute langsam auf Dufilé zusammenzuziehen; unter diesen Umständen hoffte er sich noch ein Jahr halten zu können und mittlerweile Nachrichten und Hilfe aus Aegypten zu erhalten. Die Gesandtschaft Kabregas sandte er mit reichen Geschenken zurück, er hatte ihr Briefe mitgegeben für Kabrega und die ihm befreundeten Araber mit dem Ersuchen, die Briefe an die Generalkonsuln nach Sansibar gelangen zu lassen, um so die ägyptische Regierung von seiner Lage in Kenntnis zu setzen.

So kam das Jahr 1886 heran. Im Dezember 1885 hatten die Bari und Dinka die Station Redjaf angegriffen, waren aber unter Verlust von 500 Toten und vielen Verwundeten zurückgeschlagen worden; nichtsdestoweniger befahl Emin den Rückzug aus Redjaf, da das Halten der Station zwecklos war. Dr. Junker war von Anfina wieder abgereist und in Wadelai angekommen. Von Kabrega kamen die erbetenen arabischen Kaufleute mit Waren. Der Gouverneur suchte auf alle Weise Verbindung mit Uganda zu bekommen, da er nur durch dieses Land Nachrichten von der Küste erhalten konnte, und um diese Verbindung herzustellen, entschloß sich Dr. Junker, selbst zu Kabrega zu reisen, was er am 2. Januar 1886 ausführte; mit ihm ging als Vertreter der Regierung Hassan Vita, ein junger Apotheker, der Emins volles Vertrauen besaß. Der Anfang des Jahres 1886 ließ sich ziemlich gut an; die Leute waren wieder mit Stoffen versehen und in guter Stimmung. Ende

Februar kamen Leute Kabregas mit Briefen von Junker und Vita, die endlich ausführliche Nachrichten aus Aegypten brachten.

Zu Vita war ein Aegypter unter der Maske eines Ugandamannes gekommen, der die Nachrichten überbrachte, Briefe aus Kairo an Emin



Angriff auf Station Redjaf.

und Junker und ein Päckchen Reuterscher Telegramme aus den Jahren 1884 und 1885 überreichte. Also endlich waren die seit Jahren ersehnten Nachrichten eingetroffen und die Freude der von aller Welt Abge=

schlossenen kann man sich denken, als sie endlich die inhaltsreichen Papiere in Händen hatten.

Die ägyptischen Depeschen teilten mit, daß man den Sudan aufgebe, da es unmöglich sei, ihn zu halten; die Regierung gebe dem Gouverneur volle Gewalt zu thun, was er wolle, auch sei ihm in Sansibar großer Kredit bewilligt. Das war alles. Nicht ein Wort der Anerkennung für die aufopfernden Dienste während dieser schweren und verhängnisvollen drei Jahre hatte die Regierung für ihren treuen Beamten. Durch die Depeschen erhielt Emin nun auch die Bestätigung des Verlustes des Sudan und des Todes Gordons, den er aufrichtig betrauerte.

So mußte sich denn Emin gestehen, daß er von außen keine Hilfe zu erwarten hätte und deshalb höchstwahrscheinlich einer trüben Zukunft entgegen ging, da die Verhältnisse immer schwieriger wurden. Die Soldaten glaubten gar nicht an den Verlust des Sudans und Chartums, da sie nicht begreifen konnten, daß die Mahdisten die wohlgeschulten Soldaten sollten geschlagen haben, und da sie während ihres langen Aufenthaltes in den Stationen fast alle einen Haushalt und Angehörige hatten, also vollständig heimisch geworden waren, so waren sie entschieden dagegen, nach Süden oder sonstwo sich zurückzuziehen. Die Besatzungen von Ladó und den Stationen der Nachbarschaft erklärten einstimmig mit ihren Offizieren, Ladó und die anderen Stationen unter keinen Umständen verlassen zu wollen. Den Leuten war mit Vernunftgründen nicht beizukommen und so bereiteten die Dummheit und Beschränktheit seiner Untergebenen dem Gouverneur die größten Schwierigkeiten; außerdem mußte er immer einen Angriff der Danagla, die sicher zurückkehren würden, erwarten und es war sehr fraglich, ob er sich mit seiner Handvoll Leute gegen die Massen würde erfolgreich wehren können. Um das Unglück voll zu machen, war nun auch noch infolge von Mißverständnissen zwischen Unyoro und Uganda Krieg ausgebrochen und Emin befand sich in einer verzweifelten Lage. Kabrega, der sich übrigens Emin gegenüber immer zuverlässig erwies, stellte Junker, der bei ihm war, die Alternative, entweder sich mit ihm zurückzuziehen oder nach Uganda zu reisen, wohin er ja ursprünglich wollte. Junker entschied sich für das letztere und reiste, unter Vermeidung des Zusammentreffens mit dem Heere der Waganda nach dorthin ab, um von hier aus die Rückreise nach der Küste und nach Europa zu versuchen.

Trotzdem die Waganda verdientermaßen von Kabrega geschlagen worden waren und der Krieg dadurch sein Ende erreichte, wurde die Lage Emin Paschas doch mit jedem Tage gefahrvoller. Von den zur Aufklärung der Verhältnisse nach Ladó geschickten Offizieren kam gar keine

Nachricht, dagegen traf der Brief eines ägyptischen Beamten aus Ladó ein, der nichts Gutes enthielt. Der Schreiber des Briefes teilte mit, daß unter den Leuten in Ladó große Aufregung herrsche, da sie nicht nach Süden wollten, weil der Weg zur Chartumer Regierung nach Norden führe; zwänge man sie nach Süden zu gehen, so würden sie sich aller Waffen und Munition bemächtigen, alles totschlagen und dann doch nach Norden in die Heimat ziehen; alle von Wadelai bis Ladó seien darin einig und er, der Schreiber, bitte Emin, doch nachzugeben und Boten nach Chartum zu senden, denn an die Nachrichten von dessen Zerstörung glaubten sie nicht. Hieraus ging hervor, daß die Disziplin unter den Soldaten schon anfing, sich zu lockern, auch in anderen Stationen hatten sich schon Anzeichen davon gezeigt und Emin erwartete jeden Tag, daß in Ladó offene Rebellion entstehe, worauf er sich sofort persönlich dorthin begeben wollte. Zu dieser Unsicherheit kam nun noch, daß in Wadelai die Blattern seit einigen Wochen sich zeigten und immer mehr um sich griffen.

So lagen die Verhältnisse, als Kapitän Casati im Mai 1886 Wadelai verließ, um zu Kabrega zu reisen und Posten und Briefe über Uganda nach Sansibar zu befördern. Von Junker lagen noch gar keine Nachrichten vor, seine Sammlungen befanden sich noch in Ladó. Die Soldaten weigerten sich immer mehr, nach Süden zu marschieren und dabei bildete sich der in der Armee immer schon bestandene Gegensatz zwischen Sudanesen und Aegyptern fortwährend schärfer aus; die Sudanesen waren von den Aegyptern immer schlecht behandelt worden und Emin hatte vollauf zu thun, um vermittelnd zwischen die Parteien zu treten und seine Autorität zu wahren. Einige aus Makraka gebürtige Soldaten waren unter Mitnahme ihrer Gewehre von Redjaf ausgerissen und es lag die Befürchtung nahe, daß viele diesem bösen Beispiel folgen würden, da ein großer Teil der Soldaten sich aus diesen Ländern rekrutierte; Emin vertraute jedoch seinen alten Unteroffizieren und Soldaten, die ihm persönlich ergeben waren; er wußte, daß er sich auf sie verlassen konnte. Er hatte trotz aller Gefahren in dieser verzweifelten Lage durchaus nicht den Mut verloren, ja als bald Gerüchte zu ihm drangen, ein weißer Reisender (Dr. Fischer) sei von der Ostküste aus auf dem Wege zu ihm, ließ er einen Vorstoß ostwärts von Mruli vornehmen, um womöglich den Reisenden zu treffen.

In der Unthätigkeit, wozu er in Wadelai verdammt war, konnte der rastlose Mann nicht lange bleiben, und so unternahm er denn mehrere Reisen nach dem Albert-Nyanza, da er sich ja noch im Besitze zweier Dampfer befand und er die Gegend also genau kennen lernen konnte,

was ihm von großem Wert war, da bei seiner nach Süden gedrängten Macht der Nilabschnitt von Bedden bis zum See und der See selbst als wichtige Stützpunkte erscheinen mußten. Auf diesen Reisen am Albert-Nyanza entdeckte er einen großen von Süden kommenden Zufluß desselben, der wahrscheinlich aus dem Usongora-Gebirge kam.

Ladó mußte seiner ungünstigen Lage wegen endlich aufgegeben werden, dagegen wurden alle Stationen in dem fruchtbaren Makrakalande wieder neu besetzt und es wurde beschlossen, Makraka und die Verbindung mit Unyoro, als den einzigen Weg zur Küste, unter allen Umständen zu halten. Trotzdem in einigen Stationen durch Brände, durch Krankheiten, besonders durch die Blattern manches Unglück entstanden war, trotzdem der Gouverneur durch die Reibereien der verschiedenen Elemente seiner Truppen viel Aerger und Ungemach hatte, vermochte nichts seinen guten Mut herabzustimmen; jetzt wo alles auf seine Klugheit und Einsicht ankam, übersah und leitete er alles mit großem Geschick und bewunderungswürdiger Energie. Allmählich wurden die unfriedlichen Elemente aus seinen Leuten ausgestoßen, die anderen kamen in größeres Vertrauen zu einander und vertrauten sich auch immer mehr ihrem Führer an, und als Emin erst einmal wieder eine Verbindung mit Sansibar und dadurch mit der kultivierten Welt überhaupt hatte, war seine Lage schon um vieles besser und hoffnungsvoller geworden. Im April 1887 waren folgende Stationen in seinem Besitz, die er alle zu halten dachte: Makraka, Redjaf, Bedden, Kiri, Muggi, Laboré, Chor Aju, Dufilé, Fadibek und Mahagi, also beinahe alle, die Gordon ihm einst übergeben hatte. Obgleich er stets daran dachte, gelegentlich seine ägyptischen Beamten und Soldaten, die immer der Grund von Zwistigkeiten waren, nach der Ostküste zu senden, so kam es ihm doch nie in den Sinn, selbst seine Leute zu verlassen; je mehr er in dem Lande an Leiden und Strapazen erduldet, desto fester fühlte er sich mit ihm verbunden, er wurde immer stärker in seinem Entschlusse, seine Leute und das Land nicht zu verlassen und preiszugeben, sondern pflichtgetreu bis ans Ende auf seinem Posten auszuharren. So schrieb er in einem seiner letzten Briefe, die damals nach Europa gekommen sind, am 17. April 1887 an Dr. R. W. Felkin: „Ich verlasse keineswegs meine Leute. Wir haben trübe und schwere Tage miteinander durchgemacht und ich hielt es für schmachvoll, gerade jetzt von meinem Posten zu desertieren. Meine Leute sind trotz vieler Mängel brav und gut. Wir kennen uns seit langen Jahren und ich glaube nicht, daß es meinem Nachfolger gelingen würde, sich ihr volles Vertrauen zu erwerben. Das also ist außer Frage. England soll die Sachlage in Uganda auf eine feste Basis bringen, uns freie und sichere

Wege zur Küste verschaffen. Das ist es, was wir wollen. Unsere Länder aufgeben? Gewiß nicht." — Dies war für lange Zeit der letzte Brief, der uns direkte Kunde gebracht hat von dem Manne, der in allen Schwierigkeiten und Gefahren es vermocht, seine ihm anvertraute Provinz gegen alle Feinde zu beschützen und so im Herzen Afrikas ein Land zu erhalten, dem die Fortschritte der Kultur, welche lange Jahre mühevoller Arbeit gebracht hatten, nicht verloren gingen, während alle Länder ringsum, in denen Mord und Aufruhr tobte, wieder auf wer weiß wie lange Zeit dem Barbarismus verfallen waren.

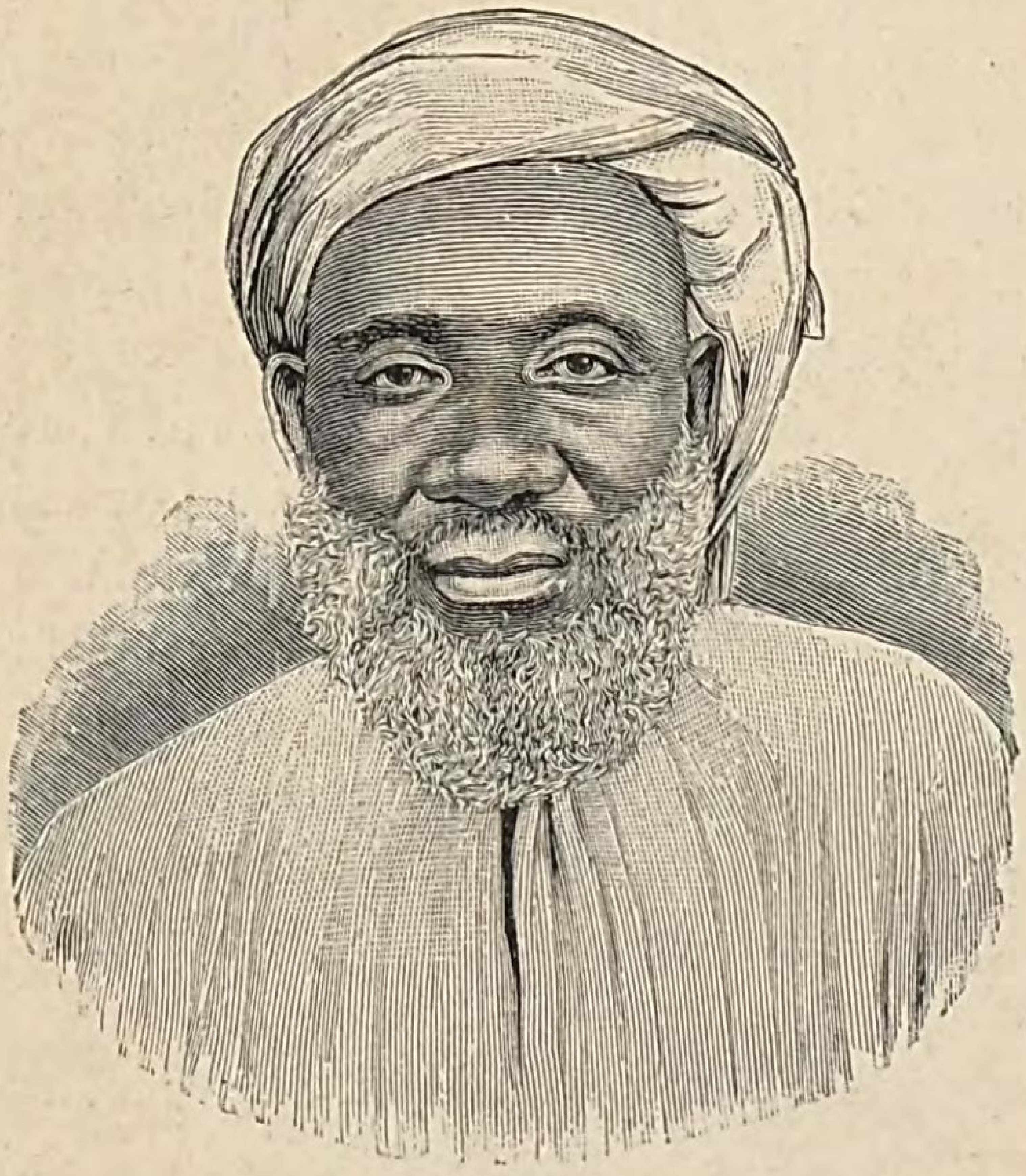
Stanleys Expedition zur Auffindung Emin Paschas.

Kapitel XII.

Stanleys Expedition zur Aufsuchung Emin Paschas.

Im November 1886 trafen von Dr. Junker Briefe ein an Professor G. Schweinfurth, der sich damals in Kairo aufhielt. In diesen Briefen war ausführlich die Lage Emin Paschas auseinandergesetzt und der Gedanke angeregt, dem bedrängten Gouverneur mit einer Expedition zu Hilfe zu kommen. Dr. Schweinfurth bemühte sich sehr um das Zustandebringen einer solchen Hilfsexpedition und wurde darin bestens unterstützt von Dr. Junker, der nach einiger Zeit glücklich in Sansibar angelangt war. Ueberall fand die angeregte Idee Anklang; in England unterstützte besonders wirksam der Afrikareisende Dr. Felkin die ausgesprochene Absicht und hier wurden auch, nachdem Sir William Mackinnon die Sache energisch in die Hand genommen hatte, die zu der Expedition erforderlichen Geldmittel aufgebracht. Als Führer dieses bedeutungsvollen Unternehmens wurde der berühmte Afrikareisende H. Stanley ausersehen und dieser ging sofort mit großem Eifer und Geschick an die Vorbereitungen des großherzigen Befreiungswerkes. Von Amerika, wo er sich zur Zeit gerade aufhielt, kehrte er sofort zurück, um nach kurzen Vorbereitungen in England sich nach Kairo einzuschiffen, wo er schon Ende Januar 1887 ankam. Nachdem er sich hier dem Khedive vorgestellt und mehrere Unterredungen mit dem gerade aus dem Emin Pascha-Gebiete zurückgekehrten Dr. Junker hatte, reiste er nach Sansibar, wo er am 21. Februar eintraf und wo er alles zur Expedition so wohl vorbereitet antraf, daß er schon am 25. Februar dem Emin-Entsatz-Komite nach England melden konnte: „Ich habe die Expedition auf der „Madura“ eingeschifft und bin den ganzen Tag damit beschäftigt gewesen. Sie besteht bei der Abfahrt aus 9 europäischen Offizieren, 61 Sudanesen, 13 Somali, 3 Dolmetschern, 620 Sansibariten, dem berühmten Tippo Tip und 407 von dessen Leuten. Ueber Land sind Boten nach Uganda

und den Stanley-Fällen abgeschickt." Tippo Tip, einen sehr mächtigen und einflußreichen Araberhäuptling, nahm er bis zum Congo mit, weil dieser, früher feindlich gesinnt, für den Congostaat gewonnen und zum Gouverneur der Station an den Stanley-Fällen ernannt war. Er sollte später Stanley auf seinem Marsch ins Innere mit 600 Trägern unterstützen; ein Versprechen, welches er später nicht hielt und wodurch er viel Unglück über die Expedition brachte. Am 10. März langte der Dampfer in Capstadt an, um bald an der Westküste hinaufzudampfen, wo er am 18. März in Banana-Point an der Mündung des Congo eintraf; hier war der Ausgangspunkt der Expedition.


Tippo-Tip.

Nach kurzer Zeit brach H. Stanley mit einem großen, aus ungefähr 600 Mann bestehenden Gefolge von hier aus zu seiner großen Reise auf. Er hatte beschlossen, so weit als möglich die Reise zu Wasser zu machen, da der Landweg für ihn um so schwieriger sein mußte, da er erstens durch ganz unbekanntes Land ging und dann auch seine Leute sehr viel zu tragen und mitzuschleppen hatten, da sie ja außer ihrem eigenen Gepäck noch Munition und Stoffe für Emin Pascha zu tragen hatten. So dampfte er denn den Congo aufwärts mit mehreren Schiffen. Lange Zeit verging, bis die erste Kunde von der Expedition in die Welt drang, und sie war keine gute. Als die Expedition in der Nähe von Leopoldville am Congo angekommen war, begannen die Leiden. Es herrschte nämlich in diesem Jahre hier eine schreckliche Hungersnot, Nahrungsmittel waren fast gar nicht aufzutreiben und die Expedition litt schwer darunter. Mehrere Träger und Soldaten starben vor Hunger, die übrigen wurden krank und sehr geschwächt. Unter diesen Umständen beschloß Stanley den Congo bis zum Einfluß des Aruwimi hinaufzufahren und dann dem Lauf dieses Flusses zu folgen und nicht wie er früher vorhatte, erst bis Stanley Falls den Congo hinaufzudampfen. Am 28. Mai 1887 kam er nach Passierung der Station Bangala mit dem großen Dampfer „Stanley" und drei kleineren am

Aruwimifluß an. 450 Mann befanden sich noch in seiner Begleitung. Der Dampfer „Stanley" fuhr nach Leopoldville zurück, um die dort zurückgelassenen Mannschaften und Munition an den Aruwimi zu bringen. Mit den kleineren Dampfern ging es diesen Fluß aufwärts. Ueber die Station Yambi hinaus etwa bis zur Hälfte des Weges nach Yambuga war Stanley schon im Jahre 1883 vorgedrungen, bis dahin kannte er den Weg, er hoffte aber zuversichtlich, die Stromschnellen oberhalb Yambugas mit den kleinen Dampfern und flachen Lastschiffen passieren zu können, trotzdem die Strömung des Flusses, dessen Breite von 500—2000 Meter wechselte, eine ziemlich starke war. Wenn es ihm gelang, die Stromschnellen zu überschreiten, durfte er hoffen, noch ein tüchtiges Stück aufwärts fahren zu können, denn nach Erkundigungen bei Tippo Tips Leuten und den Eingeborenen sollte der Strom oberhalb auf lange Strecken schiffbar sein. Sollten die Stromschnellen dagegen nicht zu passieren sein, dann wollte Stanley die beiden Dampfer „Peace" und „Henry Ked" nach dem Congo senden, um die inzwischen vom Dampfer „Stanley" nach dem Lager am Zusammenfluß beider Ströme gebrachten Mannschaften und Gepäck bis nach den Stromschnellen nachzubringen. Die letzteren selbst wollte er dann umgehen und versuchen, die flachen Lastschiffe hinüberzubringen und dann auf Kähnen den Aruwimi weiter hinauf fahren; 15 Tage würde dadurch die Reise länger dauern, aber Stanley hoffte trotzdem im August bei Emin Pascha einzutreffen. So ging denn die Weiterreise vor sich, die am Aruwimi wohnenden Volksstämme waren friedlich gesinnt; sie begegneten der Expedition sehr freundlich und überall waren daher leicht Proviant und Lebensmittel zu erlangen.

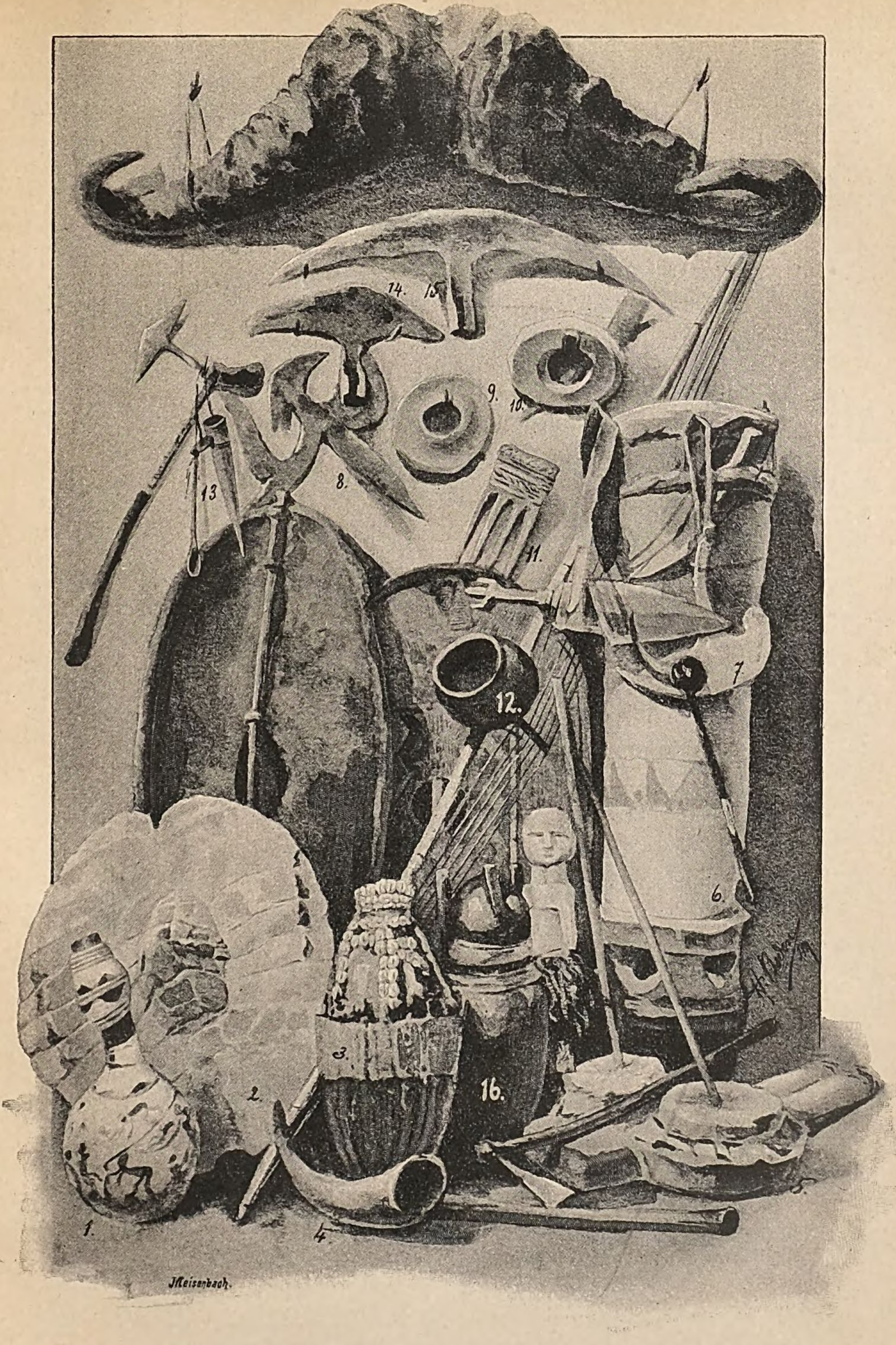
Bei der Ankunft in Yambuga stellte es sich jedoch heraus, daß der Strom von da an nicht mehr schiffbar sei und so brach denn am 28. Juni 1887 die Expedition, 389 Mann stark, auf dem Landwege nach Wadelai auf. In Yambuga war ein verschanztes Lager errichtet worden, in welchem Major Barttelot mit ungefähr 100 Soldaten zurückblieb, zum Schutze und zur Weiterbeförderung der später nachkommenden Mannschaften und Sachen.

Stanley kam mit seiner Expedition zuerst in den großen Distrikt von Jankonde und schon gleich hier begannen die Schwierigkeiten, denn die Eingeborenen zeigten sich feindlich; sie zündeten beim Herannahen des Zuges ihre Dörfer und Gehöfte an und bereiteten auf alle mögliche Weise den Marschierenden große Hindernisse. So gruben sie in den Weg, den die Expedition passieren mußte, kleine Löcher, die sie mit scharfen Splittern und Speilern füllten und dann oberflächlich mit Blättern wieder zudeckten. Da die Träger natürlich barfuß gingen, so waren die Folgen dieser

schändlichen Maßregel furchtbar, die Splitter drangen den Leuten manchmal durch den ganzen Fuß oder sie stachen sich in die Sohlen ein und verursachten hier Geschwüre und Brand. Trotzdem mit aller Vorsicht marschiert wurde, wurden doch zehn Leute durch die Splitter und Speiler vollständig gelähmt.

Die Marschroute hielt sich immer dicht am Laufe des Aruwimiflusses, um den zahlreichen arabischen Sklavenkarawanen, die das ganze Land durchzogen, nicht zu begegnen, da dann sichere Kämpfe bevorstanden. Auf den Inseln und Ufern des Aruwimi wurde eine ungeheure Menge großer unbekannter Schmetterlinge und Fliegen beobachtet; außerdem lagerten dort enorme Massen von Austernschalen. Die Tage waren meistens ohne Regen, dagegen war morgens alles in einen dunklen Nebel gehüllt, der erst gegen Mittag vor den Strahlen der Sonne wich; ringsum wurde kein Laut gehört und in Totenstille zog der Zug weiter. Das Land war von Sklavenjägern heimgesucht, Lebensmittel waren selten und konnten nur zu hohen Preisen erworben werden; die Eingeborenen waren mißtrauisch und lügenhaft und suchten die Expedition irre zu führen. Ohne Rasttag wurde weiter marschiert bis zu den Nejambi-Fällen, welche eine Grenzscheide bildeten zwischen den Völkern; Sprache, Sitten und Bauart der Hütten wurden andere. Unterhalb der Fälle waren die Hütten kegelförmig, oberhalb derselben waren sie viereckig und mit hohen Holzblöcken umgeben, wodurch die Dörfer festungsartig aussahen.

Zu Anfang August wurde ein riesiges, bis jetzt noch von keinem Weißen betretenes Urwaldgebiet erreicht, und die Strapazen und Leiden stiegen hier auf das äußerste. Mehrere Träger starben, zwei Mann desertierten. Am 13. August kam Stanley an im Dorf Arisibba. Die Eingeborenen widersetzten sich dem Weitermarsch, erschossen mit ihren vergifteten Pfeilen fünf Mann und verwundeten einen Offizier, den Lieutenant Stairs, sehr schwer; er kam aber doch mit dem Leben davon. Hier in Arisibba erfuhr Stanley endlich auch, woraus das fürchterliche Pfeilgift der Eingeborenen bestand. Man fand mehrere Pakete getrockneter roter Ameisen und kam dadurch hinter das Geheimnis. Die giftigen Ameisen werden getrocknet, zu Pulver gemahlen und dann in Palmöl gekocht; mit dieser giftigen Masse werden die Pfeilspitzen bestrichen. Das Gift bereitet schreckliche Qualen, die fast immer zum Tode führen; es ist so gefährlich, daß bei den Eingeborenen strenge verboten ist, es in der Nähe des Dorfes herzustellen, es muß weit ab im Walde bereitet werden. Am 31. August traf Stanley doch auf eine Sklavenkarawane, die von einem Araber Ugarrowa geführt wurde. 26 Mann Stanleys liefen sofort zu demselben über und Ugarrowa, der das ganze Land ringsum



1. Bemalte Kürbisflasche. 2. Schild aus Krokodilshaut. 3. Bierkrug. 4. Tabakspfeife. 5. Blasebalg. 6. Fest-Trommel. 7. und 8. Wurfgeschosse. 9. und 10. Armringe aus Elfenbein. 11. Kamm. 12. Musik-Instrument. (Der Kürbis wird auf den Bauch als Resonnanzboden gelegt.) 13. Schnupftabaks-Dose. 14. und 15. Hacken, die auch als Geldstücke verwertet werden. 16. Bierkrug.

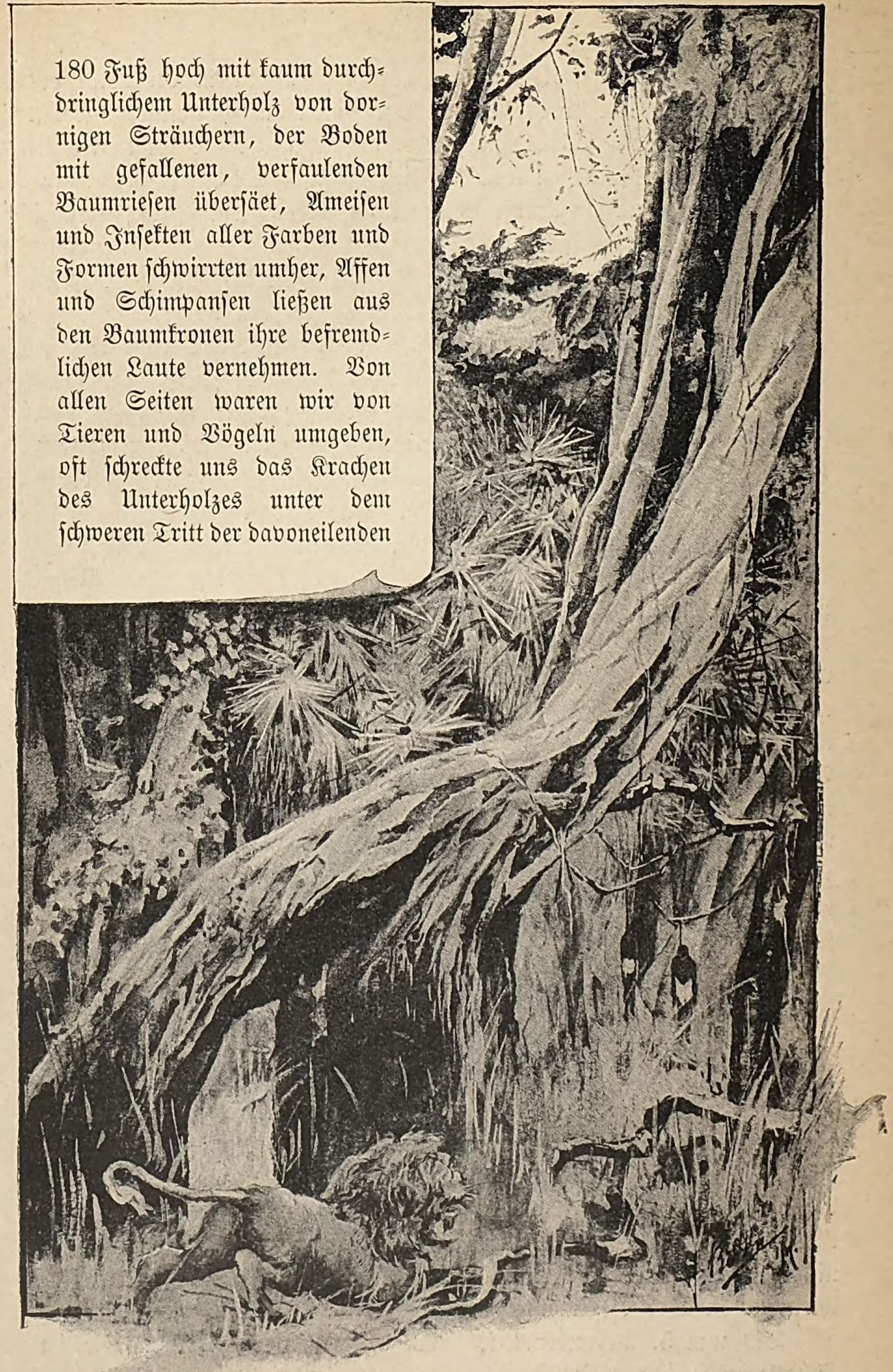
verwüstet hatte, hielt sich unter bedrohlichen Anzeichen in der Nähe des Reisenden, so daß dieser es für das Beste hielt, auf gütlichem Wege mit ihm zu verhandeln. 56 Somalis und 5 Sudanesen, die wegen Krankheit nicht weitermarschieren konnten, ließ Stanley mit ihrer Zustimmung bei Ugarrowa, dem er für die Pflege eines jeden Mannes fünf Dollars bezahlte.

Am 18. September trennte sich Stanley von Ugarrowa und nun begannen die Leiden in dem Waldgebiete entsetzlich zu werden. Zu den Schwierigkeiten des Weges und den Feindseligkeiten der Eingeborenen kamen noch mancherlei Krankheiten; durch Fieber und Ruhr, durch bösartige Geschwüre und durch Hunger gingen viele Leute zu Grunde, so daß seine Truppe auf 263 Mann zusammenschmolz. Wir können uns am besten eine Vorstellung von diesem Marsche machen, wenn wir einige Stellen aus den Briefen Stanleys hier wiedergeben. Stanley schreibt:

„Furchtbare vier Wochen begannen für uns, Wochen, welche kein Mitglied der Expedition, weder Weißer noch Schwarzer, jemals vergessen wird. 55 Mann verhungerten, wir nährten uns von Beeren, Nüssen und Schwämmen. Die Sklaven Abed Sabuns im Killinga-Gebiet, welches wir jetzt passierten, verleiteten unsere Schwarzen, Gewehre, Munition und alles für etwas Nahrung auszutauschen; unsere Mannschaften waren absolut nackt und wir waren Bettler, als wir dieses Gebiet verließen. Wir waren dabei körperlich so herabgekommen, daß wir unser Brot und unsere Waren nicht weiter tragen konnten. Ich ließ daher Brot und Waren unter Aufsicht des Arztes Parke und des Hauptmanns Nelson zurück und zog mit 173 Mann weiter. Das Land lag ganz verwüstet, nicht eine Hütte hatten die arabischen Sklavenjäger stehen lassen, und was sie stehen gelassen, das hatten die Elefanten zerstört, so daß alles furchtbare Wildnis war. Bis zum 12. November zogen wir unter unsagbaren Entbehrungen durch ein endlos scheinendes Waldgebiet. Wir litten entsetzlich von Hunger und waren zu Gerippen abgemagert und viele schienen unrettbar dem Tode geweiht. Der endlose Wald hatte die Leute so entmutigt, daß sie meinem Zuspruch, wir würden wieder offenes Land erreichen und reiche Nahrung finden, keinen Glauben schenkten. Wir hatten die Entmutigten wie an einer Kette uns nachzuschleppen, sie waren ganz demoralisiert; wo sich Gelegenheit bot, verkauften sie Gewehre und Munition für einige Maiskolben. Als ich sah, daß Zuspruch und Drohungen nichts halfen, mußte ich gewaltsam eingreifen; ich ließ zwei der schlimmsten Meuterer in aller Gegenwart hängen.

Bis zum 5. Dezember," so fährt Stanley fort, „waren wir im Schattenreiche des entsetzlichen Waldgebietes unter Baumriesen bis zu

180 Fuß hoch mit kaum durchdringlichem Unterholz von dornigen Sträuchern, der Boden mit gefallenen, verfaulenden Baumriesen übersäet, Ameisen und Insekten aller Farben und Formen schwirrten umher, Affen und Schimpansen ließen aus den Baumkronen ihre befremdlichen Laute vernehmen. Von allen Seiten waren wir von Tieren und Vögeln umgeben, oft schreckte uns das Krachen des Unterholzes unter dem schweren Tritt der davoneilenden



Stanley läßt im Urwald zwei Meuterer hängen.

Elefanten. Im Gebüsch verborgen lauerten die Zwerge des Wambutti-Geschlechts mit ihren vergifteten Pfeilen. Ab und zu stand wie ein Baumstamm regungslos einer der großen braunen Eingeborenen vor uns mit seinem scharfen Speer, zum Wurfe erhoben. Eine schwüle beklemmende Luft füllte den Wald. Man atmete schwer, der Regen rieselte dabei fast täglich nieder, das Tageslicht brach nie durch und in einem unheimlichen Halbdunkel zog man so, hungernd und von Fieberfrost geschüttelt, Woche um Woche weiter.

Endlich begann sich der endlose Wald zu lichten, und als wir am 10. Dezember seine Grenze erreichten und wieder offenes Land sahen, brachen wir alle in Jubel aus, wir jauchzten, sprangen und liefen unter unsern Lasten fröhlich auf dem Graslande umher wie befreite Gefangene. Wir badeten uns im warmen Sonnenschein, alle hatten ihren Mut wiedergefunden und sahen zuversichtlich der Zukunft entgegen.

Wir waren im Reich des mächtigen Häuptlings Mazamboni. Dörfer waren überall sichtbar und wir waren sofort bemerkt worden. Alsbald erscholl von Hügel zu Hügel das furchtbare Kriegsgeschrei. Hunderte von Eingeborenen strömten zusammen. Wir besetzten eine Anhöhe, befestigten sie so gut es ging und bereiteten uns auf den Kampf vor. Es kam zu einem kurzen Gefechte, aus dem wir als Sieger mit Eroberung einer Kuh hervorgingen, die alsbald geschlachtet wurde. Wir aßen zum erstenmal wieder Rindfleisch, seitdem wir das Meeresufer verlassen hatten. Die Nacht verlief friedlich und am nächsten Morgen traten wir in Unterhandlungen ein.

Geschenke wurden an König Mazamboni gesandt, der am nächsten Morgen seine Antwort senden wollte. Aber der Tag graute kaum, als wir durch Kriegsrufe geweckt wurden. Wir sandten einen Dolmetscher, der mit Pfeilen empfangen und dem zugerufen wurde, daß Mazamboni unsere Vertreibung angeordnet habe." Stanley sah sich also zum Kampfe gezwungen, er lieferte ein Gefecht, in dem er Sieger blieb und zog nun unter fortwährenden kleineren Gefechten weiter, bis er nach zwei Tagen ein Hochplateau erreichte, wo die Verfolgungen aufhörten.

„Es wurde Rast gemacht und in den verlassenen Dörfern regalierten wir uns an Melonen, Bananen und Wein; Hühner und Ziegen wurden geschlachtet, gebraten und gekocht. Die Ausgehungerten erholten sich rasch von den Strapazen und verloren wie durch ein Wunder ihr Fieber."

Nachdem sich die Leute erholt hatten, wurde der Marsch fortgesetzt und am 13. Dezember erblickten die Teilnehmer der Expedition zum erstenmal den Spiegel des Albert-Nyanza-Sees. Das Land fiel allmählich von dem erwähnten Hochplateau, das eine Höhe von 5500 Fuß

hatte, nach dem Congo und dem Albert=Nyanza zu ab. Das mit Gras bewachsene Land zeigte viele größere und kleinere Bergkegel und von dem Lager aus konnten die Reisenden in einer Entfernung von ungefähr 50 Meilen in der Nähe des Nyanza=Sees einen hohen Berg beobachten, dessen Gipfel mit Schnee bedeckt war und dessen Höhe Stanley auf 17—18,000 Fuß angab. Der Berg war von länglicher Gestalt, der Gipfel, welcher abgeplattet war, lief in zwei Ketten nach Nordost und Südwest aus, sein Name war Ruwenzori, Stanley konnte aber näheres über ihn nicht feststellen.

Als die Expedition sich dem Albert=Nyanza zuwandte, entstanden neue Schwierigkeiten. Das Land war sehr dicht bevölkert und die Eingeborenen zeigten sich nicht geneigt, mit den Reisenden Freundschaft zu schließen. Sie begingen zwar keine Thätlichkeiten, nahmen aber keine Geschenke an und verweigerten alles, selbst das Trinkwasser. Als Stanley trotzdem seinen Weg weiter verfolgen wollte, widersetzten sich die Eingeborenen und nun kam es zu zahlreichen Kämpfen. Da Stanley aber wenig Munition besaß, beschloß er, zu dem Hochplateau zurückzugehen, er that dies und bezog das frühere Lager auf dem Plateau. Von hier aus sandte er den Lieutenant Stairs mit 100 Mann zurück, um den Dr. Parke und Hauptmann Nelson, die ja mit dem Boot und Mannschaften zurückgelassen waren, hierher zu holen. Währenddem wurde Stanley infolge der ungeheuren Strapazen krank und sein Zustand war ein sehr bedenklicher. Er war noch sehr leidend, als nach Verlauf von 47 Tagen Lieutenant Stairs mit Parke und Nelson, dem Boot und den Waren zurückkehrte, von den 38 Leuten, die bei Parke gelassen waren, kamen nur 11 zurück, die übrigen waren umgekommen.

Im April 1888 wurde der Marsch wieder aufgenommen, und als Stanley am 16. April wiederum in das Reich Mazambonis kam, zeigte sich dieser gefügiger, er schloß Freundschaft mit Stanley und alle übrigen Häuptlinge folgten seinem Beispiel. Nun begann eine bessere Zeit, Nahrungsmittel wurden unentgeltlich geliefert, Geflügel, Rinder, Schafe und Ziegen wurden den Reisenden zum Ueberfluß gebracht, so daß sie sich schnell wieder von den Strapazen erholen konnten. Als sie nur noch eine Tagereise vom Albert=Nyanza=See entfernt waren, kamen Eingeborene von einem Dorfe Kawali, die aussagten, ein weißer Mann, Namens Malewa, habe ihrem Häuptling ein schwarzes Paket für Stanley gegeben, er solle ihnen nur folgen. Stanley that dies und am folgenden Tage hielt er einen Brief Emin Paschas in Händen.

Emin hatte von Stanleys Kommen gehört und war sofort mit seinem Dampfer nach Kawali am Albert=Nyanza gefahren. Alle Eingeborenen

flohen erschreckt bei seiner Ankunft, nur eine alte Häuptlingsfrau blieb zurück und von ihr erfuhr Emin, daß Stanley in Mazambonis Reich gesehen worden sei. Er ließ daher den Brief in Kawalli zurück, der das Datum des 28. März 1888 trug und in welchem er Stanley bat, dort in Kawalli zu bleiben, wohin er zurückkehren würde.



Erste Begegnung Stanleys mit Emin Pascha und Casati.

Am 26. April wurde Lieutenant Jephson von Stanley mit einem Boot nach Mawa, der südlichsten Station Emins, gesandt, die dortige Garnison empfing das Boot mit großem Jubel. Am 29. April sah Stanley auf dem Albert-Nyanza einen Dampfer herankommen und um 7 Uhr abends schüttelte er Emin Pascha und Casati die Hände, seine Expedition war gelungen, der kühne Reisende hatte den tapferen Gouverneur der Aequatorialprovinz erreicht. Tief ergreifend war die Bewegung, die sich der drei Männer bei der Begrüßung bemächtigte,

und bis tief in die Nacht hinein saßen sie zusammen, um gegenseitig ihre Erlebnisse auszutauschen.

Stanley traf nun täglich mit Emin Pascha und Casati zusammen und sie berieten eingehend über ihre Lage und über die Zweckmäßigkeit einer gemeinsamen Abreise. Stanley suchte Emin zur Abreise zu bewegen, doch Emin hatte gewichtige Gründe dagegen; am besten verstehen wir diesen Gegensatz in ihren Ansichten, wenn wir eine dieser Unterredungen, wie sie Stanley sorgfältig aufgezeichnet und in einem Briefe mitgeteilt hat, im folgenden wiedergeben. Stanley berichtet:

„Emin Pascha hat zwei Bataillone Reguläre unter sich; das erste, bestehend aus ungefähr 750 Flinten, hält Laboré, Muggi, Kiri, Bedden und Redjaf besetzt; das zweite Bataillon, 640 Mann stark, bewacht die Stationen Wadelai, Fatiko, Mahagi und Mswa, eine Verbindungslinie längs des Nyanzas und des Nils von einer Länge von ungefähr 180 geographischen Meilen. Im Innern, westlich des Nil, hält er drei oder vier kleine Stationen, so daß er im ganzen vierzehn hat. Außer diesen zwei Bataillonen hat er eine recht ansehnliche Anzahl von Irregulären, Matrosen, Handwerkern, Clerks und Dienern."

„Wenn ich einwilligen sollte, von hier wegzugehen," sagte er, „so werden wir im ganzen 8000 Mann bei uns haben."

„Wenn ich an Ihrem Platze wäre, ich würde keinen Augenblick zaudern und nicht eine Sekunde in Zweifel sein, was ich thun sollte."

„Was Sie sagen, ist vollständig richtig, aber wir haben eine so große Menge Weiber und Kinder, wahrscheinlich 10,000 Köpfe zusammen. Wie können sie alle von hier fortgebracht werden? Wo sollen wir die Träger hernehmen?"

„Träger! Träger wofür?" fragte ich.

„Für die Weiber und Kinder. Sie wollen doch nicht, daß ich sie zurücklasse? Und sie können die Reise nicht zu Fuß machen."

„Die Weiber müssen marschieren, das wird ihnen gut thun. Die Kinder laden Sie auf die Esel, von denen Sie, wie ich höre, ungefähr 200 haben. Ihre Leute werden im ersten Monat nicht weit kommen, aber nach und nach werden sie sich daran gewöhnen. Die Weiber, die wir von Sansibar mitgenommen, sind mir auf meiner zweiten Expedition quer durch Afrika gefolgt. Warum sollen eure weißen Weiber nicht dasselbe können? Fürchten Sie nicht für sie, sie werden besser als die Männer marschieren."

„Aber Sie werden einen ungeheuren Mundvorrat für die Reise nötig haben."

„Sicherlich, aber Sie haben einige Tausend Stück Rindvieh, glaube

ich. Diese liefern Fleisch, die Länder, welche wir durchziehen, müssen Getreide und Gemüse liefern."

„Gut, gut, wir werden morgen weiter darüber sprechen."

Den 11. Mai 1888. Halt im Lager von Ssabé. Der Pascha kommt von dem Dampfer Khedive herunter um 1 Uhr nachmittags und in kurzer Zeit nehmen wir unser Gespräch wieder auf. Manche Beweggründe, die wir oben ins Feld geführt, wurden wiederholt und er sagte:

„Was Sie mir gestern erzählt haben, hat mich auf den Gedanken gebracht, daß es das Beste ist, wir ziehen uns von hier zurück. Die Aegypter sind sehr willig abzuziehen. Es sind ihrer ungefähr 100 außer den Frauen und Kindern. Bei diesen habe ich kein Bedenken. Aber selbst wenn ich hier bleibe, so würde ich froh sein, sie los zu werden, weil sie meine Autorität untergraben und alle meine Abzugspläne zu nichte machen. Als ich ihnen sagte, Chartum sei gefallen und Gordon Pascha erschlagen, da erzählten sie den Nubiern immer, das sei ein von mir nur ersonnenes Märchen und eines Tages würden wir die Dampfer den Fluß herauf kommen sehen, um sie abzuholen. Indes die Regulären, welche das erste und zweite Bataillon zusammensetzen, sind außerordentlich zweifelhaft. Sie haben hier ein so freies und glückliches Leben geführt, daß sie zaudern würden, ein Land zu verlassen, wo sie Freuden genossen haben, die ihnen in Aegypten nicht zu teil werden. Die Soldaten haben sich verheiratet und einige unter ihnen haben Harems. Manche von den Irregulären würden auch abziehen und mir folgen. Nun nehmen Sie an, die Regulären weigerten sich, abzuziehen, so können Sie sich vorstellen, daß meine Stellung eine sehr schwierige würde. Thäte ich Recht, wenn ich sie ihrem Schicksale überließe? Würde ich sie nicht alle dem Verderben überliefern? Ich müßte ihnen ihre Waffen und Munition zurücklassen und alle Zucht würde zu Ende sein. Es würde Streit entstehen und Parteien würden sich bilden. Die Ehrgeizigen würden mit Gewalt Häuptlinge werden wollen und aus diesen Eifersüchteleien würden Haß und gegenseitige Gemetzel entstehen, bis keiner mehr übrig bliebe."

„Setzen Sie den Fall, Sie entschlössen sich zu bleiben, was geschähe mit den Aegyptern?" fragte ich.

„O, ich würde Sie um die Gefälligkeit bitten, sie mitzunehmen."

„Nun, und werden Sie, Pascha, mir die Gunst erweisen, den Kapitän Casati zu fragen, ob wir das Vergnügen seiner Gesellschaft bis zur See haben werden, denn wir haben den Auftrag, ihm auch beizustehen, wenn wir ihn treffen sollten."

Casati antwortete durch Emin Pascha: „Was der Gouverneur Emin

bestimmt, wird auch für mich immer die Richtschnur sein. Wenn der Gouverneur bleibt, bleibe ich. Wenn der Gouverneur geht, gehe ich."

„Gut, ich sehe, Pascha, daß Sie für den Fall Ihres Bleibens eine große Verantwortung übernehmen."

Emin lachte. Der Satz wurde Casati (welcher der englischen Sprache nicht mächtig war) übersetzt und der tapfere Kapitän erwiderte:

„O, ich bitte um Vergebung, allein ich spreche den Pascha von aller Verantwortung, was mich betrifft, frei, denn ich habe mich völlig durch meine eigene Wahl leiten lassen."

Aus dieser Unterredung ersehen wir zur Genüge, welche edlen Motive den Menschenfreund Emin bewogen, auf seinem Posten noch länger auszuharren. Er war persönlich nicht abgeneigt, seine Provinz zu räumen, aber die Schwierigkeiten, sein Heer mit den Tausenden Soldatenweibern und Kindern in Sicherheit zu bringen, waren zu groß. Allein mochte der brave Mann nicht ziehen und seine Schutzbefohlenen ihrem Schicksal überlassen, das ihm gar nicht zweifelhaft war und von dem er wußte, daß es mit dem Untergange aller enden würde, denn sie würden sich gegenseitig zu Grunde richten. So beschloß Emin zu bleiben und Kapitän Casati erklärte, bei ihm zu bleiben und sein Schicksal teilen zu wollen. Beide tapferen Männer hatten die feste Zuversicht, daß sie ihr Reich halten und die Aequatorialprovinz behaupten könnten.

Stanley konnte ihren Entschluß nicht erschüttern und nachdem er einen Monat bei Emin Pascha geweilt hatte und denselben mit mancherlei Stoffen, die ihm fehlten, ausgerüstet hatte, beschloß er, auf demselben Wege zur Congomündung zurückzukehren.

Am 25. Mai 1888 verließ Stanley mit seinen Leuten und 102 Madi-Eingeborenen Emin Pascha und trat den Rückmarsch nach Westen an; Lieutenant Jephson blieb bei dem Pascha. Vierzehn Tage dauerte der Marsch zum Fort Bodo, welches auf der Hinreise gegründet war und von Kapitän Nelson kommandiert wurde. Hier fand Stanley außer Nelson auch den Lieutenant Stairs, der inzwischen von Ugarrowa dorthin gelangt war, aber von seinen 56 Leuten nur noch 16 mitgebracht hatte, die andern waren umgekommen. Fort Bodo war übrigens im besten Zustande, die Besatzung hatte Mais angepflanzt und teilweise schon geerntet und hatte Lebensmittel in Fülle. Lieutenant Stairs wurde als Befehlshaber in Bodo nebst Nelson und Dr. Parke mit 59 mit Büchsen bewaffneten Leuten zurückgelassen, während Stanley am 16. Juni mit seinen Leuten, 111 Sansibariten und 101 ägyptischen Soldaten Emins von Bodo aufbrach, um nach Major Barttelots Lager am Aruwimi zurück zu marschieren.

Am 19. Juli erreichte er die Station Ugarrowas, die mittlerweile

verlassen worden war. Stanley, der sich der angenehmen Hoffnung hingab, bald den Major Barttelot mit all den großen Vorräten anzutreffen, ahnte Schlimmes, als er am 10. August von 20 vor längerer Zeit als Boten vorausgeschickten Leuten 17 antraf, die, meist verwundet und krank, schreckliche Dinge von ihren Strapazen und den Angriffen der Eingeborenen erzählten. Seine schlimme Ahnung sollte noch übertroffen werden, als er am 17. August bei dem Orte Banalja die Ueberbleibsel der Nachhut im schrecklichen Zustande antraf. Lieutenant Bonny war der einzige noch anwesende Weiße der Expedition, der Major Barttelot war vor Monatsfrist von den Manjuema-Leuten erschossen worden, Lieutenant Jameson war nach den Stanley-Fällen zu Tippo-Tip gereist, um Hilfe zu holen und Lieutenant Trouy war krank nach der Congomündung zurückgekehrt. Von 257 Mann waren nur 71 übrig und auch von diesen nur 52 einigermaßen diensttauglich. Nichts als Jammer und Elend wußte Bonny von der langen Zeit von 13 Monaten, seitdem Stanley von Yambuga aufgebrochen war, zu erzählen. Tippo-Tip hatte Barttelot im Stich gelassen und erst nach langem Zögern statt der versprochenen 800 ungefähr 400 Träger gestellt, die aber durchaus unzuverlässig waren; außerdem war eine Anzahl Manjuema-Leute angeworben und endlich nach langen Vorbereitungen hatte Barttelot zu Anfang Juni 1888 den Marsch in der Richtung der Stanley-schen Route angetreten. Zahllose Kämpfe mit den Eingeborenen, Hunger und Entbehrungen aller Art begleiteten den Marsch, viele Träger desertierten und schließlich brach unter den Manjuema-Leuten eine Meuterei aus, welcher der tapfere Major Barttelot zum Opfer fiel; also berichtete Bonny.

Stanley stand also jetzt ohne Hilfsmittel mit Bonny in Banalja; alle Vorräte, alle Munition war verloren gegangen, Stanley selbst der einfachsten Mittel beraubt; denn auch sein Gepäck und seine persönliche Ausrüstung war nicht mehr vorhanden, da man dieselbe, auf das Gerücht seines Todes hin, den Congo hinabgeschickt hatte. Nach der Congomündung zurückzukehren war ohne genügende Mittel vollständig unmöglich und daher beschloß der energische Mann, wieder zu Emin Pascha zurückzugehen. Er schrieb in einem Briefe: „Ich bin beinahe nackt und ohne Lebensmittel im Herzen Afrikas; über die Hälfte aller meiner Leute ist umgekommen; zwei Hüte, ein Flanellhemd, vier Paar Stiefel besitze ich noch und so ausgerüstet will ich quer durch Afrika zurück zu Emin Pascha. Ich werde einen neuen Weg einschlagen."

Dieser Brief, in dem Stanley seinen Entschluß, zu Emin Pascha zurückzukehren, kundgab, war lange Zeit die letzte direkte Nachricht, die wir von dem kühnen Reisenden hatten; sie langte Ende März 1889 in Europa an, geschrieben und datiert war der Brief am 28. August 1888.

Nichts Sicheres und Bestimmtes verlautete seit der Zeit über den Reisenden, doch verbreitete sich am Congo das Gerücht, Stanley habe auf seinem Rückmarsch zu Emin mit den größten Schwierigkeiten, mit Hunger und Durst, mit schlechten Wegen und den Feindseligkeiten der Eingeborenen zu kämpfen gehabt und die gräßlichsten Strapazen ausgehalten. Mitte Juni 1889 endlich langte aus Sansibar eine Depesche folgenden Wortlautes an:

Sansibar, 12. Juni 1889. „Es ist hier ein Gerücht im Umlauf, daß ein Brief hier eingegangen ist, welcher mitteilt, daß Stanley am 2. Dezember 1888 in Ururi war. Er weilte dort kurze Zeit und kehrte alsdann zu Emin zurück, der sich etwa fünfzehn Tagemärsche entfernt, in Unyoro befand. Er hatte viele Leute durch Hunger verloren und kämpft jetzt wahrscheinlich am südlichen Ende des Viktoria-Nyanza in dem Bestreben, nach Msalala zu gelangen, wo sich eine Quantität von Lebensmitteln befindet. Die Agenten der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft sagten, Stanley werde durch ihr Gebiet an der Küste an einem Ort Namens Mombassa auftauchen, allein dies wird wegen des Vorherrschens von Dürre und Hungersnot als unthunlich bezeichnet. Der Schreiber des oben erwähnten Briefes, ein befreiter Sklave, sagt, er komme mit einem Briefe Stanleys hierher."

Den zweiten Bericht brachte ein Dampfer vom Congo im Juli 1889 nach Europa; der Bericht lautet: „Am 14. Mai 1889 war der Dampfer in Banana, fand dort Herbert Ward mit 17 Mann als Rest von 200 Mann der Arrieregarde Stanleys in furchtbarem, durch Hunger und Strapazen herabgekommenem Zustande. Herbert Ward (ein Offizier Stanleys) erzählte, Stanley sei in Fetzen gekleidet und ohne Schuhwerk. Er habe abermals entsetzliche Entbehrungen erlitten und von 600 Mann 400 verloren. Die Leute sanken haufenweis am Wege nieder und starben vor Hunger und Erschöpfung. Stanleys Haar sei weiß geworden, wie Schnee; er sei aber wieder zu Emin Pascha gestoßen, der mit 9000 Mann und großen Elfenbeinvorräten nach der Ostküste aufgebrochen sei."

Lange Zeit herrschte nun tiefes Schweigen über Stanley und sein Schicksal, bis plötzlich im November 1889 Depeschen von ihm eintrafen, welche seine und Emin Paschas bevorstehende Ankunft an der Ostküste Afrikas meldeten. Alle Welt war über diese Nachricht freudig erregt und man sah mit großer Spannung der Ankunft der beiden großen Männer entgegen. Der Marsch von Banalga zu Emin und von da zur Ostküste war ein Riesenwerk; denn der ungeheuere Weg führte durch ganz unbekannte Länder. Den Marsch und die glückliche Ankunft an der Ostküste wollen wir im letzten Kapitel kurz beschreiben, so weit es uns nach den bis heute veröffentlichten Berichten Stanleys möglich ist.

Die Rückkehr Emin Paschas und Stanleys zur Ostküste Afrikas.

Schlußkapitel.

Die Rückkehr Emin Paschas und Stanleys zur Ostküste Afrikas.

Zu Anfang September 1888 trat Stanley mit allen in Banalja vorhandenen Leuten in einer großen Anzahl Kanoes auf dem Aruwimi oder Ituri, wie der Fluß hier genannt wurde, zum zweitenmale die Reise nach dem Osten zu Emin Pascha an. 300 englische Meilen konnten per Boot auf dem Flusse zurückgelegt werden, dann aber verursachte die Schiffahrt zu viel Schwierigkeiten und der Landmarsch wurde angetreten. Da Stanley die Schrecknisse und Wüsteneien am südlichen Ufer des Ituri von der ersten Reise genügend kannte, kam er zu dem Entschluß, vorläufig auf der nördlichen Seite des Flusses zu marschieren.

Am 30. Oktober begann der Marsch; nach zwei Tagen wurde eine Bananenpflanzung erreicht, auf welcher sich die Leute nach Möglichkeit für die Weiterreise verproviantierten. Doch schon bald begannen die Schrecknisse und Entbehrungen. Die Pocken brachen aus und rafften manchen dahin und der Mangel an Lebensmittel wurde immer fühlbarer, da man nur selten auf Anpflanzungen stieß. Der Ihuru, ein Nebenfluß des Aruwimi, wurde überschritten, und der Marsch in südöstlicher Richtung auf Fort Bodo zu fortgesetzt. Ohne Weg und Steg, nur den Wildpfaden folgend, bewegte sich die Expedition in dem ungeheuren Walde, der von zahlreichen feindseligen Wambutti-Zwergen bewohnt war, vorwärts; der Nahrungsmangel wurde immer drückender und die Not stieg so hoch, daß schließlich am 9. Dezember mitten im Walde Halt gemacht werden mußte, da die Leute zu verhungern drohten. 150 mit Gewehren versehene Leute wurden nach einer 15 Meilen entfernten Niederlassung zurückgeschickt, um Proviant zu suchen, währenddessen Stanley mit den übrigen ein Lager aufschlug. Die Lage in diesem Hungertod-Lager, wie es Stanley nennt, wurde mit jedem Tage schrecklicher, die Menschen fielen vor Schwäche um und konnten sich nicht mehr erheben, bald starben die

schwächsten den Hungertod. Als am 6. Tage nach Abmarsch der Proviant suchenden Kolonne noch niemand zurückgekehrt war und die Nahrung des Tages für 130 Personen auf einen Topf Butter, einen Topf kondensierter Milch und einer Tasse Mehl zusammengeschmolzen war, ließ Stanley den Lieutenant Bonny mit zehn Mann und 33 Kranken im Lager zurück, um den Fouragierern nachzuforschen, traf er nicht binnen kurzer Zeit wieder im Lager ein, so waren alle, das stand ihnen als Gewißheit vor Augen, dem Hungertode verfallen. Am achten Tage nach ihrem Abmarsch traf er die Fouragiere mit Proviant an, der Rückweg zum Lager wurde im



Beim Durchwaten eines Flusses.

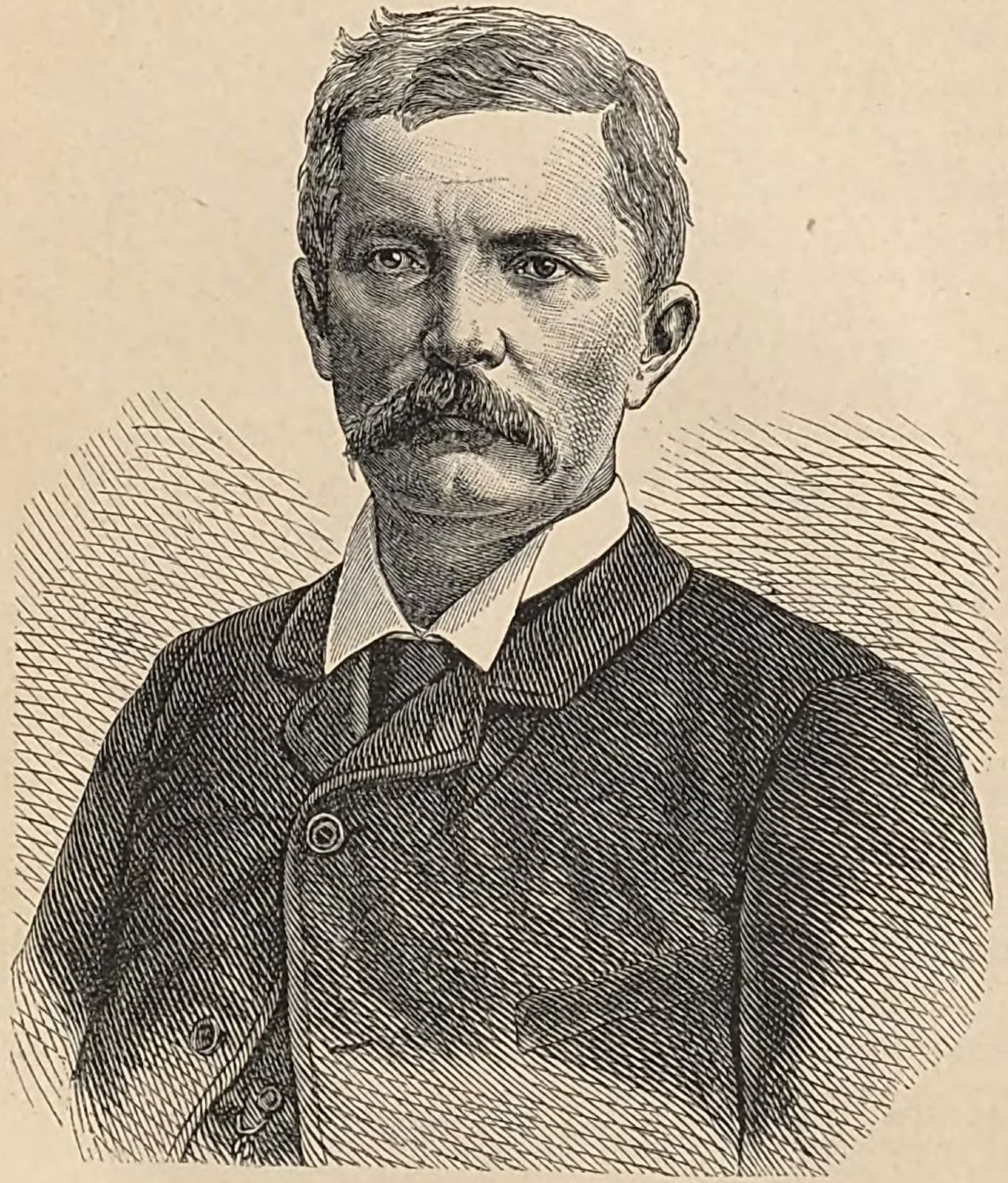
Geschwindmarsch in 26 Stunden zurückgelegt und Stanley kam noch gerade früh genug an, um die Zurückgebliebenen vor gänzlichem Verhungern zu retten. 21 Personen waren jedoch im Lager schon zu Grunde gegangen und Stanley selbst schreibt, er wäre noch nie dem absoluten Verhungern so nahe gewesen wie hier.

Am 20. Dezember wurde Fort Bodo erreicht, wo Stairs mit 51 Mann noch lag, wohin aber keinerlei Nachricht von Emin Pascha oder Jephson eingetroffen war. Am 9. Januar kam die Expedition, der sich Stairs in Bodo angeschlossen hatte, aus dem schrecklichen Walde heraus auf das Grasland, wo ein befestigtes Lager errichtet wurde, in welchem Stairs mit Nelson, Dr. Parke und 122 Leuten zurückblieb, während Stanley nach Osten weiterzog. Die Eingeborenen, die früheren erfolglosen Kämpfe fürchtend, schlossen Freundschaft mit Stanley und brachten Lebensmittel in Ueberfluß, so daß der Marsch ganz erträglich war, auffallend war nur das Fehlen jeder Nachricht von Emin, was Stanley sehr in Besorgnis setzte, bis er am 16. Januar 1889 bei seiner Ankunft in Kawalli, am Südende des Albert-Nyanzas, Briefe von Emin und Jephson antraf. Der Inhalt dieser Briefe war ein überraschender und sehr trauriger.

Am 18. August 1888 war auf Betreiben mehrerer ägyptischer Offiziere und Beamten, die erzählten, Chartum sei gar nicht gefallen, Stanley komme nicht vom Khedive, sondern er und Emin hätten sich verbündet, um die Frauen und Kinder als Sklaven wegzuführen und den Engländern zu überliefern, eine allgemeine Rebellion ausgebrochen und Emin Pascha sowie Jephson gefangen genommen worden. Der Pascha wurde abgesetzt und gefangen nach Dufilé gebracht, wo er sogar in Eisen gelegt werden sollte, was aber die Soldaten in Erinnerung an seine großen Wohlthaten nicht zugaben. Die ganze Aequatorialprovinz war den rebellischen Offizieren unterworfen, als auf einmal die aufregende Nachricht eintraf, die Mahdisten seien mit drei Dampfern in Ladó angekommen und hätten dasselbe besetzt. Der Mahdistengeneral Omar Sali forderte die Unterwerfung des ganzen Landes, aber die Rebellen prügelten die Abgesandten desselben zu Tode und beschlossen den Krieg. Jetzt griffen die Mahdisten Redjaf an und eroberten es samt allen Vorräten und Munition; fünf Offiziere und viele Soldaten gingen auf Seite der Aegypter verloren. Infolge dieser Niederlage begann eine wilde Flucht der Bewohner der Stationen Bedden, Kiri und Muggi nach Laboré; alles wurde im Stich gelassen und eine fürchterliche Verwirrung herrschte überall. Es wurde zwar ein Versuch gemacht, Redjaf wieder zu erobern, aber die Aegypter wurden unter großen Verlusten zurückgeschlagen. Eine

allgemeine Panik griff jetzt um sich, die Soldaten verlangten energisch die Freilassung des gefangenen Paschas, die denn auch bald erfolgte, worauf Emin und Jephson nach Wadelai gingen. Am 25. November 1888 griffen die Mahdisten Dufilé an, wurden aber zurückgeschlagen, worauf sie sich nach Redjaf zurückzogen, um Verstärkungen aus Chartum abzuwarten. Dies war der Inhalt der Briefe, in welchen Stanley von Jephson gebeten wurde, sobald als möglich heranzurücken.

Stanley sandte sofort nach Erhalt dieser wichtigen Nachrichten Boten mit einem Schreiben an Jephson, in welchem er ihm befahl, sobald als möglich zu ihm in sein Lager nach Kawalli zu kommen und eine positive Antwort Emins mitzubringen, ob er mit wolle zur Küste oder nicht. Am 6. Februar traf Jephson in Kawalli ein und am 13. kam ein Bote mit einem Schreiben Emin Paschas. Emin erklärte hierin seine Bereitwilligkeit, mit den Leuten, die ihn freiwillig folgen würden, zu Stanley zu stoßen und mit ihm die Heimreise anzutreten. Er sei mit zwei Dampfern dabei, die Leute über den See nach Kawalli hinüberzuschaffen; sobald sie alle zusammen seien, werde er mit ihnen in Kawalli eintreffen. Am 17. Februar trafen denn auch Emin Pascha und Casati mit acht Offizieren und 65 Personen im Lager zu Kawalli ein; mittlerweile war auch Stairs von Bodo eingetroffen, so daß die Expedition wieder vollzählig war und dem baldigen Abmarsch nichts entgegenstand. Die Offiziere baten um genügende Zeit, um alle Aegypter, die mit nach der Küste wollten, in Kawalli sammeln zu können. Der Transport über den See mit den beiden Dampfern Emins „Khedive“ und „Nyansa“ begann und eine große Anzahl Flüchtlinge wurden nebst ihrer Habe auf das Plateau von Kawalli gebracht. Die Offiziere, welche nach Wadelai zurückgegangen waren, um den Transport zu beschleunigen, wurden darin jedoch bald so lässig und säumig, außerdem waren sie so wenig vertrauenswürdig, daß nach langen Beratungen von Stanley ein Ultimatum gestellt wurde dahin lautend, daß die Abreise bestimmt auf den 10. April festgesetzt wurde, wer bis zu der Zeit nicht zugegen war, mußte zurückbleiben. Zu dieser Maßregel war Stanley gezwungen, da die Aegypter so unzuverlässig und ohne jede Zucht und Ordnung waren, daß sie sogar seine eigene Sicherheit bedrohten, hatten sie doch im Lager selbst Rebellion und Aufruhr zu entfachen versucht, infolge dessen mehrere hingerichtet werden mußten; außerdem war bis zum 10. April Zeit genug, um jedem, der ernstlich wollte, die Möglichkeit zu geben, zum Abmarsche fertig zu sein. Nach Stanleys Briefen bestand noch eine Hauptschwierigkeit, Emin Pascha und Casati zur Mitreise zu bewegen. Emin war sehr unschlüssig, ob er seine Leute verlassen dürfe; er schwankte hin und her, und erst als ihm vorgestellt wurde, daß



H. Stanley.

er den Leuten gegenüber, die ihn abgesetzt, mit dem Tode bedroht und in langer Gefangenschaft gehalten hatten, zu nichts mehr verpflichtet sei, erst als sämtliche Offiziere ihn vor ihrem Gewissen von jedem Vorwurfe, seine Leute verlassen zu haben, freisprachen, erst da entschloß er sich, wenn auch immer noch widerstrebend, sich der Heimreise anzuschließen.

Am 10. April 1889 erfolgte, wie bestimmt war, der Aufbruch und zwar in einer Stärke von 1500 Personen; von den Aegyptern zogen insgesamt nur 514 mit, darunter 271 Frauen und Mädchen und 110 Kinder; ein nur geringer Teil der ungefähr 10 000 Köpfe starken Gesamtzahl der



Emin und Stanley auf dem Wege nach Bagamoyo.

Aegypter. Nach zweitägigem Marsche bei Mozambonis Dorf wurde Stanley von einer schweren, fast tödlichen Krankheit ergriffen, welche die Expedition 28 Tage lang an dem Orte festhielt. Hier stieß noch Schukri Aga, der Chef der Station Msua, zu den Reisenden; er war von seiner ganzen Garnison verlassen worden; ein Beweis für die Zuchtlosigkeit der ägyptischen Soldaten. Nach der Genesung Stanleys ging der Marsch in südöstlicher Richtung unaufhaltsam weiter, lange Zeit an einer Bergkette entlang, deren höchster Berg, der Ruwenzori, mit Schnee bedeckt war. Lieutenant Stairs versuchte den Gipfel des Ruwenzori zu erklimmen, er gelangte bis zu einer Höhe von 10 600 Fuß, mußte aber hier umkehren,

da zwei ungeheuere Schluchten jedes weitere Vordringen unmöglich machten. Der Berg wurde auf 18—19000 Fuß Höhe geschätzt, es war eine der wichtigsten Entdeckungen dieser Reise. Der Marsch, welcher sich in ziemlich gerader Richtung von der Südseite des Albert-Nyanzas nach der Südspitze des großen Viktoria-Nyanzas hinzog, ging zum großen Teil durch König Kabregas Reich, dessen Krieger in vielen Scharmützeln geschlagen und zurückgetrieben werden mußten. Sonst zeigten sich die meisten Eingeborenen freundlich gesinnt und die Tage gingen ohne zu viel Kämpfe hin, aber leider grassierte das Fieber in bedenklicher Weise, so daß alle Leute von großer Schwäche befallen wurden; von den Aegyptern gingen allein im Monat Juli 141 Personen zu Grunde. An Entdeckungen, besonders geographischen, war die Reise sehr reich, da Länder durchzogen wurden, die bis dahin nie eines Weißen Fuß betreten hatte. Zwischen den großen Seen wurde noch ein See entdeckt, Albert-Edward-Nyanza genannt, der zwar nicht so groß wie der Albert-Nyanza, doch wegen seiner zahlreichen Zuflüsse, die als Quellflüsse des Nils anzusehen sind, und die er durch den Semliki-Fluß in den Albert-See ergießt, sehr wichtig ist. Flüsse, Gebirge, Wälder und große Grasebenen wurden auf den Karten verzeichnet und viele interessante Volksstämme und Negerreiche passiert; kurz, der Marsch war reich an mannigfaltigen Abwechselungen, die für die unendlichen Mühen und Strapazen einigermaßen entschädigen konnten. Endlich nach beinahe halbjährigem Marsche am 28. August erblickte die Vorhut der Karawane eine christliche Kirche, die Expedition war an dem äußersten Vorposten europäischer Kultur, an der Station Msalala der Zentral-Missionsgesellschaft am Südende des Viktoria-Nyanzas angekommen. Von hier aus gelangten die ersten Nachrichten Stanleys nach Sansibar und nach Europa, überall die freudigste Aufregung und Bewunderung hervorrufend; das Riesenwerk des kühnen Reisenden war seiner Vollendung nahe. Die erste Nachricht an das Entsatz-Komite traf am 4. November in London ein und lautete folgendermaßen:

„Erreichten den Albert-Nyanza von Banalja, dem Aufgabeort meines letzten Briefes an Sie, zum drittenmale in 140 Tagen. Fanden, daß Emin und Jephson Gefangene waren seit dem 18. August vorigen Jahres, dem ersten Tage, nachdem ich die Entdeckung gemacht hatte, daß die Karawane Major Barttelots gescheitert war. Die Truppen der Aequatorialprovinz hatten revoltiert und jeden Gehorsam aufgesagt; bald nachher waren die Mahdisten in voller Stärke in die Provinz eingefallen. Nach der ersten Schlacht ergaben sich viele Stationen, von Panik befallen; die Eingeborenen schlossen sich den Eindringlingen an und halfen bei der Verwüstung der Provinz. Die Flüchtlinge wurden getötet.

Großer Verlust an Munition. Die Eindringlinge erlitten bei der Einnahme von Dufilé eine Niederlage und schickten einen Dampfer nach Chartum, um Verstärkungen zu holen. Fand in der Nähe des Albert-Nyanza einen Brief an mich vor, welcher die gefährliche Lage schilderte; die Ueberlebenden wiesen auf die dringende Notwendigkeit meiner Ankunft vor Ende Dezember hin, da es sonst zu spät sein würde. Traf am 18. Januar zum drittenmale ein. Wartete vom 14. Februar bis zum 8. Mai auf die Flüchtlinge und trat dann vom Albert-Nyanza den Heimweg an. Eingeschlagene Route: durchzogen das Semliki-Thal, Anamba, Usongora, Toro, Uhaijama, Unjampaka, Anhori, Karagwe, Uhajai, Usindja nach dem südlichen Teil des Viktoria-Nyanza. Keine feindseligen Eingeborenen, seitdem wir Kabba-Rega (Kabrega) verlassen haben; marschierten dem Fuße der schneebedeckten Kette des Ruwenzori entlang, sowie an drei Seiten des südlichen Nyansa oder Nyansa von Usongora. Derselbe heißt jetzt Albert-Edward-Nyanza und liegt ungefähr 900 Fuß höher als der Albert-Nyanza. Er hat seinen Abfluß durch den Semliki, der mehr als 50 Flüsse vom Ruwenzori aufnimmt und sich schließlich in den Albert-Nyanza ergießt, so daß der Albert-Edward die Quelle des südwestlichen Armes des Weißen Nils ist und der Viktoria-Nyanza die südöstliche Quelle bildet."

Am 10. November 1889 traf die Expedition in Mpuapua auf deutsch-ostafrikanisches Gebiet ein und wurde hier von den Abgesandten des deutschen Reichskommissars Major Wißmann herzlich bewillkommt. Unterstützt und geleitet von den deutschen Beamten und Schutztruppen ging dann der Marsch zur Küste nach Bagamoyo, wo der Zug nach einigen Tagen eintraf. Major Wißmann bewillkommnete hier im Namen des Deutschen Reiches und der ganzen zivilisierten Welt den kühnen Stanley und den tapferen Emin Pascha. Der eiserne Stanley hatte, wenn auch mit großen Opfern, seine Aufgabe gelöst, er hatte Emin befreit und der zivilisierten Welt wiedergegeben, abgesehen von den wichtigen Entdeckungen, die er gemacht und die erst in der Folgezeit, wenn sie näher bekannt geworden sind, voll und ganz gewürdigt werden können. Und Emin Pascha, der kühne, deutsche Held, der dreizehn lange Jahre mit zähem Pflichteifer seine Provinz gegen alle Anstürme von innen und außen verteidigt hatte, der, trotzdem er endlich der Untreue und Schlechtigkeit seiner eigenen Leute erlegen war, doch nicht in seiner Herzensgüte und Treue das Land, welchem er so viel Gutes gethan, verlassen wollte, er war vor dem sicheren Verderben gerettet, das ihn im Innern, wo alles ins Wanken geraten war, über kurz oder lang doch erreicht hätte. Beide Helden wurden in Bagamoyo in großartigster Weise gefeiert, aber

es schien, als ob das Geschick dem Einen zu guterletzt noch die glückliche Ueberwindung aller Schwierigkeiten neidete, denn bei dem Gastmahl, das Major Wißmann den beiden Männern zu Ehren gab, stürzte Emin Pascha infolge seiner großen Kurzsichtigkeit aus einem Fenster des ersten Stockwerkes herab und verletzte sich schwer, beinahe tödlich. Er hatte die bis zum Fußboden reichende Fensteröffnung für den Zugang zu der das Haus umgebenden Galerie gehalten und war beim Heraustreten in die Tiefe herabgestürzt. Zum Glück fand er sofort die liebevollste und sorgsamste Pflege bei den deutschen und englischen Aerzten, so daß nach einiger Zeit unter deren sorgfältiger Behandlung eine langsame Besserung eintrat, die auch anhielt, so daß er in kurzer Zeit wieder vollständig hergestellt war. Es wäre auch ein zu tragisches Geschick gewesen, wenn der Held, der so viel Mühen und Strapazen, Entbehrungen und Arbeit siegreich bestanden hatte, am Ziele durch einen solchen Unfall dahingerafft worden wäre.

Wenn nun auch leider durch die Ungunst der Verhältnisse der größte Teil der Arbeit Emin Paschas umsonst gewesen ist, wenn auch die Aequatorialprovinz wenigstens vorläufig für die Kultur wieder verloren ist, so sind deshalb die großen Verdienste Emin Paschas nicht geringer zu schätzen und wir freuen uns deshalb nicht weniger, daß wir ihn wieder haben; hat er doch den unvergänglichen Ruhm davongetragen, im Dienste der Kultur und der Humanität mit einer Ausdauer und einem Mute, die sobald bei einem Mann nicht wieder zu finden sind, allen Stürmen stand gehalten zu haben, niemals und vor keinem Hindernis zurückgeschreckt zu sein. Aber nicht allein der Kultur, auch der Wissenschaft hat er unendliche Dienste geleistet, und wird sie noch leisten, denn wir dürfen überzeugt sein, daß er eine Fülle des interessantesten wissenschaftlichen Materials gesammelt und mitgebracht hat. Er ist im vollsten Sinne des Wortes ein deutscher Forscher und Kämpfer gewesen, auf einen solchen Landsmann können wir stolz sein und wir sind gewiß, daß sein Vaterland ihm, sollte er zu uns zurückkehren, eine begeisterte Aufnahme zu teil werden lassen wird. Die gelehrten Körperschaften haben ihn schon jetzt ausgezeichnet, so hat ihm die Universität Königsberg die höchste akademische Würde, die Doktorwürde „honoris causa“ verliehen, und wir schließen unsere Betrachtungen über den Lebensgang und die Thaten dieses seltenen Mannes, der jedem deutschen Jüngling ein leuchtendes Vorbild sein möge, am besten damit, daß wir den Wortlaut des Doktordiploms, das aller Vorzüge des großen Mannes gedenkt, hier folgen lassen. Das vom 7. Januar 1890 datierte lateinische Diplom lautet in der Uebersetzung: Die Würde eines Doktors „honoris causa“

überträgt die philosophische Fakultät der Universität Königsberg „dem weltberühmten Manne Emin Pascha aus Schlesien, jetzt in Afrika, der Medizin Doktor, ehedem Bürger unserer Akademie, welcher, während er das seiner Obhut anvertraute Gebiet mit bewundernswerter Tapferkeit, Mut und Ausdauer gegen wilde und fanatische Feinde schützte, unter barbarischen Völkern den akademischen Bürger und wahren Philosophen niemals verleugnete, sich für nichts Menschliches zu gut hielt, weite Länder durchforschte und auf das anschaulichste beschrieb, der, stets bemüht, das Wesen der Natur zu ergründen, die Erscheinungen der Erde und des Himmels beobachtete, und der auch in jeder Weise bestrebt war, das Volk zu belehren, dem eifrigen Vorkämpfer für Humanität und menschliche Freiheit, der Zierde des Vaterlandes, dem wir Glück wünschen, daß er aus den unbekannten Gegenden des oberen Nils herausgeführt ist, und für den wir den Wunsch hegen, daß er Kraft und Gesundheit wieder erlangen möge."

Hoffen wir, daß dem großen Manne, der jetzt im Dienste des deutschen Vaterlandes an der Spitze eines ansehnlichen Heeres wiederum das Innere Afrikas aufgesucht hat, vergönnt sein möge, noch lange Jahre segensreich zu wirken zu Nutz und Frommen der deutschen Gebiete Afrikas und zum Ruhme des Vaterlandes!



König Wilhelms Ritt durch die Biwaks um Sedan am 2. September 1870.

Probebild aus der „Illustrierten Geschichte Deutschlands".

Vaterländische Prachtwerke.

Illustrierte

Geschichte von Bayern

Herausgegeben von **Dr. M. Schwann.**

Mit sämtlichen Bildern der Königlichen Nationalgalerie in München in Holzschnitt und zahlreichen Original-Illustrationen.

Erster Band.

Preis ungebunden Mk. 11.—, elegant gebunden Mk. 13.—.

(Der 2. u. 3. [Schluß-] Band erscheinen in Kürze.)

☞ Um die Anschaffung Jedermann zu ermöglichen, haben wir auch eine Ausgabe **in ca. 60 Lieferungen à 40 Pfennig** veranstaltet.

Illustrierte

Geschichte von Württemberg.

Herausgegeben von

Prof. **Dr. Dürr**, **Th. Ebner**, Universitätsbibliothekar **Dr. Geiger**, **A. Klemm**, **A. Landenberger**, **Paul Lang**, Rektor **Mayer**, **Dr. Rich. Weitbrecht** und unter der artistischen Leitung von Maler **Max Bach.**

Neue, bis zur neuesten Zeit ergänzte Volks-Ausgabe.

820 Seiten Text mit über 1500 Illustrationen und 120 Voll- u. Doppelbildern.

Das Werk erscheint in 50 Lieferungen à 25 Pfennig.

Jede Woche erscheint eine Lieferung, vollständig vor Weihnachten 1890.

☞ Vorstehende einzig dastehende Spezialgeschichten von Bayern und Württemberg sind keine streng wissenschaftlichen Werke, sondern Haus- und Volksbücher, gut verständlich geschrieben und reich illustriert. Sie sind bestimmt, dem großen gebildeten Publikum als lehrreiche und unterhaltende Bücher zu dienen, durch welche die Kenntnis der Landesgeschichte gehoben und damit Heimatliebe und nationales Bewußtsein gestärkt und gepflegt werden soll.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.